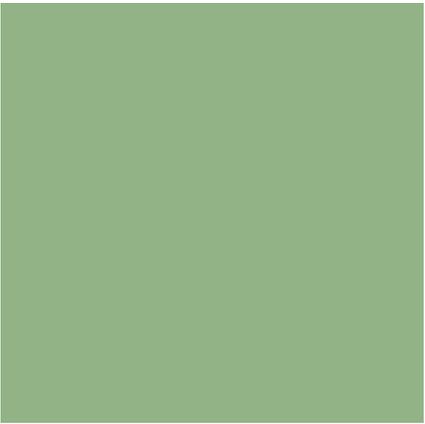
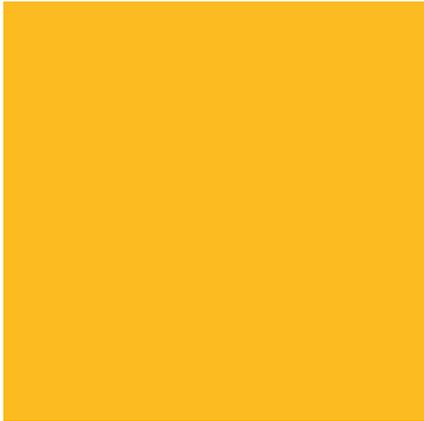
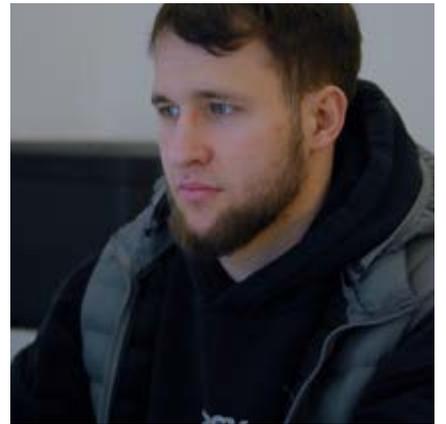
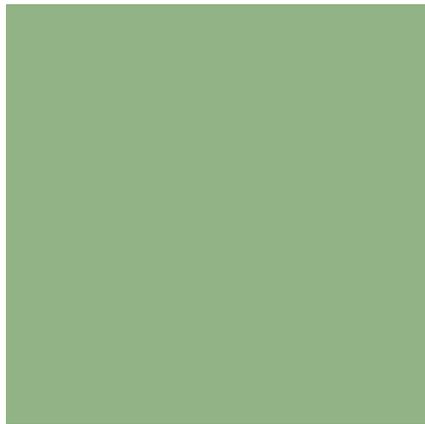
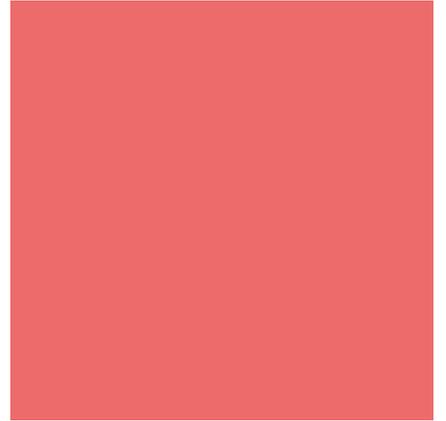


Menschen im Exil





Menschen im Exil

herausgegeben von:

Exil e.V. 2025



Menschen im Exil

Geschichten von Flucht und Integration sind vielfältig, individuell – und sie sind es alle wert, erzählt zu werden.

Mit diesem Buch wollen wir ein grundlegendes Verständnis für Menschen mit Fluchtgeschichte und ihre Lebenssituation in Deutschland schaffen. Dafür haben wir Personen mit Fluchtgeschichte, die in Niedersachsen ihr Zuhause gefunden haben, getroffen und uns mit ihnen über ihre Erfahrungen gesprochen. Diese Geschichten und Perspektiven zeigen wir in diesem Buch – in Form von Texten und Links zu Videos. Auch auf Instagram gibt es die Portraits auf den Seiten von Exil und dem Flüchtlingsrat zu entdecken.

Menschen im Exil sind wichtige Mitglieder unserer Gesellschaft, die trotz der widrigen Umstände ihrer Flucht und der vielen Hürden beim Ankommen in Deutschland den Mut nicht verloren haben und unser aller Achtung und Wertschätzung verdient haben. Hier werden Geschichten des „erfolgreichen“ Ankommens in Deutschland erzählt – wobei

klar ist, dass „Erfolg“ für uns alle etwas anderes bedeuten kann. Wir möchten diesen Begriff deshalb durch eine eigene Definition nicht einschränken. Alle Menschen mit Fluchtgeschichte waren eingeladen, Ihre persönliche Geschichte mit uns zu teilen.

Hier könnt ihr Geschichten lesen von:

- » persönlichem Erfolg (kulturell, sozial, politisch, etc.)
- » zivilgesellschaftlichem Kampf um die eigenen Rechte oder Rechte anderer Geflüchteter
- » erfolgreicher Begleitung vulnerabler Gruppen (z.B. LSBTIQ*-Geflüchtete, Frauenzentren, junge Geflüchtete, ggf. un-/begleitete Minderjährige)
- » erfolgreicher Teilhabe- und Empowerment Angebote
- » erfolgreichen ehrenamtlichen Angeboten

Das Projekt ist im Rahmen des Netzwerkprojektes AMBA+ in Zusammenarbeit mit Exil e.V. und dem Flüchtlingsrat Niedersachsen e.V. entstanden.

Mhabad

Geduld und ein dickes Fell: Zwei Eigenschaften, die Mhabad auf ihrem langen Weg des Ankommens in Deutschland brauchte. Denn seit sie 2009 nach Deutschland gekommen ist, musste sie viele Hürden meistern, Rückschläge akzeptieren und vor allem lange Wartezeiten durchstehen. Auf dem Foto schlägt sie die Hände besorgt und resigniert über dem Kopf zusammen. Denn während der langen Wartezeit darauf, dass es weitergehen kann, dass Behörden antworten, dass ihr Studium anerkannt wird, dass einen Deutschkurs besuchen darf, dass sie eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung bekommt, in dieser langen Wartezeit ist sie oft resigniert und macht sich

Sorgen. Inzwischen lebt sie mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Wilhelmshaven, hat die deutsche Staatsbürgerschaft und das, was sie jahrelang ehrenamtlich gemacht hat, ist nun ihr Beruf: Die studierte Soziologin ist Migrationsberaterin in einer Beratungsstelle von IBIS e.V. und unterstützt Menschen im Asylprozess. Genau dort also, wo sie selbst mehr Unterstützung gebraucht hätte, setzt sie sich ein. Und das hat sie schon früh begonnen: Als Mhabad 2009 aus dem Irak nach Deutschland kommt, ist ihr Mann bereits einige Jahre hier und lebt in Sande.

Sie kann aber nicht direkt zu ihm ziehen, sondern muss zunächst in einer Sammelunterkunft einen Antrag auf Asyl stellen und dort leben. Der Antrag wird aber abgelehnt und



Mhabad ist ausreisepflichtig. Weil sie aber nicht zurück in den Irak kann, bekommt die eine sogenannte Duldung. Anders als eine Aufenthaltsgestattung ist diese immer nur wenige Monate gültig und wird jahrelang immer wieder für kurze Zeiträume verlängert. Obwohl es keine Aussicht darauf gibt, dass sich die Lage im Irak verbessert und Mhabad ohnehin bei ihrem Mann in Deutschland bleiben möchte, wird ihr Ankommen in Deutschland so sehr erschwert.

Diese ständige Unsicherheit zermürbt nicht nur, sondern verhindert auch ein echtes Ankommen in Deutschland. Mhabad darf nicht arbeiten und kann nicht einmal einen Deutsch- oder Integrationskurs besuchen. Aus der Not heraus bringt sich die Sprache selbst bei: Dafür schreibt sie alle Vokabeln auf, die ihr begegnen, etwa im deutschen Fernsehen, Zeitungen oder im Alltag. Um aus der Sammelunterkunft zu ihrem Mann nach Sande ziehen zu dürfen, mandatiert Mhabad einen Anwalt, der sehr viel Geld kostet. Glücklicherweise darf sie kurz darauf tatsächlich zu ihrem Mann ziehen. „Ob das aber der Verdienst des Anwalts ist, bleibt unklar“ sagt Mhabad im Rückblick. Doch endlich zurück bei ihrem Mann wird Mhabad aktiv und meldet sich in einem Deutschkurs an. Dort lernt sie nicht nur eine gute Freundin kennen, zu der sie auch heute noch Kontakt hat, sondern auch ihren wichtigsten Unterstützer im Asylverfahren, den Lehrer des Kurses, Dieter Schäfer. Denn ihr Asylverfahren stockt seit Monaten. Dieter macht bereits 2010 eine Härtefalleingabe, für die es allerdings bis 2015 keine Rückmeldung geben wird. In diesen fünf Jahren, sagt Mhabad, passiert viel in ihrem Leben, alles aber ist gedämpft von der fehlenden Aufenthaltsgestattung: Sie und ihr Mann bekommen eine Tochter und ihr Mann findet einen Job. Mhabad engagiert sich ehrenamtlich als Dolmetscherin und richtet Veranstaltungen und Grundlagenkurse für Menschen aus, die neu in Deutschland sind – kann sie doch genau nachvollziehen, in welcher Situation sie sind. In dieser Zeit begleitet sie besonders kurdische und arabische Frauen bei

Behördengängen und hilft mit Übersetzungen – denn inzwischen hat sie ein B1-Sprachzertifikat. Dieter ermutigt sie außerdem zu einer Beratung zur Anerkennung ihres Studiums. Mithilfe des IQ Netzwerks in Leer wird ihr Bachelor anerkannt und sie kann in Deutschland im Bereich Soziale Arbeit und Pädagogik arbeiten. Theoretisch. Denn noch immer hat sie keine Arbeitserlaubnis, all ihr Engagement und ihre Arbeit macht sie bislang ehrenamtlich. Und obwohl sie das alles gern macht und vielen Menschen helfen kann, belastet sie die Situation sehr.

Ein Vertreter der Härtefallkommission besucht sie schließlich 2015 zuhause – 5 Jahre nach Antragstellung – und deutet nach ihrem Gespräch an, dass ihr Antrag positiv beschieden wird. Und das beste: Die Ausländerbehörde bestätige das „in den kommenden Tagen“. Doch auch auf diese Bestätigung muss Mhabad wieder monatelang warten. Sie erzählt Dieter davon, der daraufhin erneut bei der Behörde nachhakt. Der Fehler lag tatsächlich bei der Behörde, die das Schreiben vergessen hatte – Mhabads langersehnte Arbeitserlaubnis ist schließlich innerhalb eines Tages da. Nun kann es endlich losgehen: Nach Dieters Ermutigung bewirbt sich Mhabad bei IBIS als Migrationsberaterin und nachdem sie diese Arbeit ja bereits seit Jahren als Ehrenamtliche gemacht hatte und sie nun auch die formalen Qualifikationen hat, wird sie selbstverständlich genommen. Nachdem Mhabad im zweiten Anlauf ebenfalls eine Niederlassungserlaubnis bekommen hat, kann sich die Familie ein Haus in Wilhelmshaven kaufen und nach all den Jahren der Unsicherheit endlich im neuen Zuhause zur Ruhe kommen. Mhabads nächstes Ziel ist die Einbürgerung, die man bei besonderen Integrationsleistungen sogar nach sechs statt acht Jahren beantragen kann – und diese Leistung hat Mhabad ja gezeigt! Doch sie kennt das System als Betroffene und Beraterin sehr gut und macht sich auf lange Wartezeiten gefasst. Dennoch sagt sie: „Es hat sich in den letzten Jahren einiges verbessert. Das Chancenaufenthaltsrecht hätte auch mir geholfen

und vereinfacht jetzt viele Verfahren. Als ich nach Deutschland kam, gab es kaum Möglichkeiten zur Beratung und dazu strengere Fristen und Regelungen, auch das hat sich zum Glück geändert.“

Trotz der Verbesserungen ist aber noch längst nicht alles gut, so wie es jetzt geregelt ist. „Die Duldung hat mich jahrelang nicht nur psychisch sehr belastet, sondern vor allem auch ausgebremst. Die lange Wartezeit in der zwangsweisen Untätigkeit lähmt die Menschen statt sie zu ermutigen, ihr Leben in die Hand zu nehmen. Sie gehört abgeschafft“ fordert Mhabad, die es trotz der Hindernisse geschafft hat, durchzuhalten, aber diese anderen Schutzsuchenden lieber ersparen würde. Auch hat die die schmerzliche Erfahrung gemacht, dass ein deutscher Ausweis nicht ausreicht, um von allen im Land akzeptiert zu werden; auch wenn das natürlich ohnehin kein Kriterium ist, menschliche Behandlung zu verdienen. Ihre Tochter, die in Deutschland geboren ist, musste in der Grundschule Erfahrungen mit einer rassistischen Lehrerin machen, die sie immer wieder grundlos benachteiligt, sie wegen Belanglosigkeiten ermahnt und eben mit anderen, deutschstämmigen Mitschüler*innen nicht so umgeht. Das Gefühl der Machtlosigkeit in solchen Situationen kennt Mhabad zu gut, versucht die Situation zu klären, stößt aber auf Unverständnis. Nun aber, auf der weiterführenden Schule, ist das anders, erzählt Mhabad: „Wir sind sehr stolz auf sie, sie schreibt gute Noten und was am wichtigsten ist: Sie fühlt sich wohl und hat nette Lehrer*innen und Freundinnen.“

Ali

erzählt aus seiner ganz persönlichen Sicht

Die Syrische Revolution begann im Jahr 2011. Damals war ich elf Jahre alt, als meine Familie und ich gezwungen wurden, nach Libanon zu fliehen. Mit der Flucht begann auch meine Reise der Sehnsucht – nach meiner Heimat, nach meiner Kindheit und nach den Freunden, die ich zurücklassen musste und mit der Zeit kaum wiedererkennen konnte.



Trotz der schwierigen Umstände unterstützte mich meine Familie in allem, um mir eine gute Zukunft zu ermöglichen. Bereits mit 13 Jahren begann ich zu arbeiten, um mich und später mein Studium selbst finanzieren zu können. Acht Jahre lang hielt ich an diesem Ziel fest, bis ich schließlich meinen Abschluss in Elektronik an der Fakultät für Naturwissenschaften der Libanesischen Universität machte.

Während meines Studiums sammelte ich sowohl theoretische als auch praktische Erfahrungen und arbeitete an verschiedenen Projekten in meinem Fachbereich. Die Wissenschaft hat mir gezeigt, dass es immer Lösungen gibt – ganz gleich, wie komplex oder aussichtslos ein Problem erscheinen mag.

Nach meinem Abschluss musste ich leider feststellen, dass meine Leistungen im Libanon nicht anerkannt wurden – warum, ist mir bis heute unklar. Diese Enttäuschung hat mich dazu gebracht, nach Deutschland zu kommen. Hier habe ich zum ersten Mal erlebt, was es heißt, für meine Arbeit respektiert und geschätzt zu werden. Das hat mir die Möglichkeit gegeben, ein neues Leben aufzubauen. Dieses Leben ist für mich auch eine Chance, meiner Familie etwas zurückzugeben – sie hat immer an mich geglaubt und mich in meinem Bildungsweg unterstützt. Wissen ist für mich die Grundlage für ein erfülltes Leben.

Ich lerne auch heute noch täglich Neues. Die Wissenschaft hat mir nicht nur geholfen, meine Krisen zu bewältigen, sondern auch den Blick auf eine Zukunft gerichtet, die immer näher rückt – und die ich mit Hoffnung und Entschlossenheit erwarte.

Shabnam

Vom Glück, eine neue Familie zu finden

Mutig und durchsetzungsstark – das sind Eigenschaften, die auf Shabnam zutreffen. Die gebürtige Iranerin hat bereits eine bewegende Geschichte hinter sich, doch man merkt ihr an: In ihrer neuen Heimat Osnabrück ist sie nach einem holprigen Weg angekommen, hier fühlt sie sich wohl. Seit 2016 lebt sie mit ihrem Mann und ihrer Tochter in der Stadt und hat in einer evangelischen Paulusgemeinde eine Familie gefunden.

Doch diese positive Beziehung zur Religion hatte sie nicht immer: Im Iran setzt die Sittenpolizei strenge islamistische Regeln durch, die die Bevölkerung unfrei und in Angst leben lassen. Frauen müssen lange Mäntel tragen und ihre Haare verhüllen, Alkohol und Partys sind genauso verboten wie Treffen mit Personen des anderen Geschlechts außerhalb der eigenen Familie. „Trotz allem hatten wir zunächst ein gutes Leben“ sagt Shabnam im Rückblick.

Doch Shabnams Mann, ein Geschäftsmann, handelt auf dem Basar und in seinen Geschäften auch mit jüdischen Kunden und solchen, die der Bahá'í-Religion zugehörig sind. Das passt der Moralpolizei nicht: Mehrfach wird sein Geschäft stillgelegt und er muss Strafen zahlen. Auch dass er kürzere Mäntel entwirft und bunte Stoffe verwendet, wird von den Sittenwächtern bestraft – entsprechen sie doch nicht der strengen Kleiderordnung der Islamisten. Shabnam wird mehrfach verhaftet, weil sie ihr Kopftuch nicht richtig getragen hat und entkommt nur gegen die Zahlung von hohen Kautionen den angedrohten Peitschenhieben. Die Lage wird zunehmend gefährlicher für die gesamte Familie und 2016 beschließt

die Familie bei einem Besuch in Deutschland, dass sie nicht in den Iran zurückkehren können. Sie kommen in Osnabrück bei Verwandten unter.

Weil die Familie in ihrem Heimatland dauerhaft in Gefahr leben würde, stellen sie alle einen Asylantrag. Doch für das offizielle Asylverfahren muss die Familie in die LAB in der Sedanstraße ziehen und dort die Wartezeit verbringen. In der Unterkunft lernen sie ein Pastorenehepaar kennen, das die in den Farskreis ihrer Gemeinde einlädt. Shabnam ist zunächst skeptisch: Warum sollte die Gemeinde mich, eine Muslima, bei ihnen willkommen heißen? Doch schnell zeigt sich das Gegenteil: Shabnam und ihre Familie werden herzlich aufgenommen und erfahren viel Unterstützung, finden eine tolle Gemeinschaft, wollen ihr neues Leben in Deutschland endlich beginnen, Arbeit finden, zur Schule gehen.

Doch das Asylverfahren dauert viele Monate – Zeit, die Shabnam nicht verschwenden will. Ihre Tochter meldet sie daher kurzerhand in der Schule an, obwohl das für Kinder in Aufnahmebehörden eigentlich nicht möglich ist. „Sie muss doch lernen!“ sagt Shabnam und setzt durch, dass ihre Tochter die zweite Klasse einer Grundschule besuchen darf. Kurz nach Beginn des Schuljahres aber folgt der Schock: Der Asylantrag der Familie wird abgelehnt, die Familie soll zunächst in eine Sammelunterkunft nach Stade gebracht und dann zurück in den Iran ausreisen. Für alle drei ist klar, dass es ein Zurück nicht geben kann und gemeinsam mit einem Rechtsanwalt legen sie Einspruch gegen den Asylbescheid ein. Und auch die Verlegung nach Stade wollen sie nicht, haben sie doch ein tolles Netzwerk an Unterstützer*innen und vor allem geht ihre Tochter hier in Osnabrück in die Schule! Es steht außer Frage, dass Shabnam alles in



Bewegung setzt, damit ihre Familie in Osnabrück bleiben darf. Eine Voraussetzung dafür: Die Familie muss eine eigene Wohnung finden, eine große Herausforderung! Doch auch hier hilft ihr die

Paulusgemeinde: Sie schaffen es tatsächlich, eine kleine Wohnung für die Familie zu finden, die allerdings in einem schlechten Zustand ist. Nach einigen Renovierungen und viel Gemeinschaftsarbeit kann die Familie einziehen und



wirklich in Osnabrück ankommen. Sie werden Mitglieder der Paulusgemeinde, die sich nach dem Umzug nun ganz in der Nähe befindet.

Jetzt fehlt nur noch eins – ausgerechnet die wichtigste Entscheidung über das Leben der Familie. 2019 findet nach Jahren des Wartens endlich die Gerichtsverhandlung über den Einspruch gegen den abgelehnten Asylantrag statt. Muss die Familie Osnabrück wieder verlassen? Auch in der nervenaufreibenden Zeit der Verhandlung kann sich die Familie wieder auf ihre Gemeinde verlassen: Zur Unterstützung nehmen zahlreiche Gemeindemitglieder an der Gerichtsverhandlung teil. Shabnam sagt im Rückblick: „Im Glauben, in meiner Gemeinde, die mich so offen aufgenommen hat, habe ich Liebe gefunden.“

Die Richterin erkennt an, dass Shabnam und ihre Familie nicht zurück in den Iran reisen können, nicht zuletzt auch wegen ihres christlichen Glaubens. Die Familie darf in Deutschland bleiben.

So kann das zweite Leben von Shabnam und ihrer Familie beginnen. Sie arbeitet inzwischen bei einem ambulanten Pflegedienst und als Dolmetscherin, ihre Tochter schreibt zum Stolz ihrer Mutter gute Noten in der 8. Klasse

des Gymnasiums und hat nette Freundinnen gefunden. Ihr Mann hat eine Bäckerei in Osnabrück eröffnet.

Eine große Konstante der drei, ihre zweite Familie, ist die Paulusgemeinde. Die drei lassen sich taufen und Shabnam wird Mitglied im Kirchenvorstand. „Ich habe als Mitglied des Farsi-Kreises angefangen und nun leite ich ihn“ erzählt sie lachend und ergänzt: „ich bin ein neuer Mensch geworden.“

Zum Fototermin bringt Shabnam eine Kette mit, an der ein Kreuz hängt – ein Anhänger, der ihr sehr wichtig ist, hat sie im christlichen Glauben doch so viel Gemeinschaft, Zuversicht und Verständnis gefunden. Aber auch das Band der Kette und ihr ursprünglicher Anhänger haben eine besondere Geschichte und spiegeln einen Teil von Shabnams Vergangenheit wider. Die Kette besteht aus Perlen aus persischem Türkis mit einem Anhänger, der einen Vogel im Käfig zeigt. Viele iranische Mädchen bekommen traditionell die Morghe Amin Kette geschenkt, die im Land sehr bekannt ist. Für Shabnam zeigt sie ihre eigene Geschichte: Ihre iranische Herkunft und ihren neuen Glauben, in dem sie eine neue Heimat gemeinsam mit ihrer Familie in Osnabrück gefunden hat.



Diana

„Mir war klar, dass ich Menschenrechte und soziale Arbeit immer verbinden wollte und das mache ich beruflich.“

Der Film bietet einen eindrucksvollen Einblick in die Arbeit von Diana Sepulveda, Mitgründerin der kolumbianischen Initiative Recht auf Asyl. Sie arbeitet als Sozialarbeiterin und setzt sich seit Jahren mit großem Engagement für die Rechte von Geflüchteten in Deutschland und Europa ein. In einem persönlichen Gespräch reflektiert sie die spezifischen Schwierigkeiten und Herausforderungen, denen Schutzsuchende aus Kolumbien, insbesondere Frauen und LGBTQ+ Personen, gegenüberstehen. Sie beschreibt die komplexen bürokratischen Prozesse, die Schutzsuchende durchlaufen müssen, und hebt die besondere Notwendigkeit hervor, diese Gruppen zu unterstützen, die aufgrund ihrer Identität oft zusätzlich diskriminiert werden.

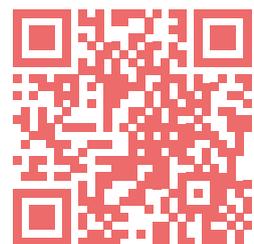
Diana und ihr Team Initiative Recht auf Asyl arbeiten seit 2019 unermüdlich daran, die Lebensbedingungen von Kolumbianer*innen

Diana Sepulveda: Kolumbianische Initiative Recht auf Asyl

während des Asylverfahrens zu verbessern und setzen sich dafür ein, dass Menschen in Not die Unterstützung, Sicherheit und Perspektiven erhalten, die sie dringend brauchen. Sie bieten nicht nur rechtliche Beratung und praktische Hilfe, sondern kämpfen auch für politische Veränderungen, um die Situation der Geflüchteten nachhaltig zu verbessern.

Der Film zeigt nicht nur die politische Dimension der Asylsituation, sondern auch den menschlichen Einsatz, der mit viel Herz und Hingabe verbunden ist. Die Arbeit von Diana Sepulveda und ihrem Team wird durch die tiefe persönliche Verbindung zu den Menschen, denen sie helfen, geprägt – ein eindrucksvolles Beispiel für den unerschütterlichen Einsatz für die Menschenrechte und die Würde jedes Einzelnen.

<https://youtu.be/mMxUtzAOfKk>



Musa

Das Demonstrationsrecht – für Viele hier eine Selbstverständlichkeit, aber in großen Teilen der Welt müssen die Menschen mit Repressionen rechnen, wenn sie für ihre Überzeugungen auf die Straße gehen. So auch im Sudan: Unter der Herrschaft des langjährigen Diktators al-Baschir gab es keine Meinungs- oder Pressefreiheit und die Bevölkerung wurde unterdrückt. Dazu gab es zahlreiche Berichte von Menschenrechtsverletzungen, nicht nur im Kriegsgebiet Darfur.

Musa kann davon berichten: Er stammt aus dem Sudan und war vor seiner Flucht dort sogar politisch aktiv: „Schon in der Schule habe mich für die Meinungsfreiheit eingesetzt“ berichtet er. Das war keine Selbstverständlichkeit, denn neben dem blutigen Konflikt im Land müssen die Bürger*innen die Willkür des Staates oder die Todesstrafe fürchten. Dazu kommen Armut und wenig Hoffnung auf ein Ende des Konflikts.

Diese Umstände bewegten Musa im Jahr 2012 zur Entscheidung, nach Libyen zu fliehen. In Libyen war Musa dann zwei Jahre, lebte und arbeitete in Tripolis. Doch auch dort verschärften sich Unruhen und blutige Konflikte, sodass er weiter nach Europa fliehen musste. Nachdem langer und beschwerlicher Flucht über Italien gelang es ihm, nach Deutschland einzureisen. Kaum angekommen, wurde er direkt aktiv: Er fand einen Job in einem Paketlager und besuchte nach der Arbeit einen Deutschkurs.

Sogar sein politisches Engagement setzte er fort und vernetzte sich mit der sudanesischen Community in Deutschland. Ihre Mitglieder machen auf Demonstrationen, etwa vor der

sudanesischen Botschaft in Berlin oder durch Briefe an Politiker*innen auf die schreckliche Lage in ihrer Heimat aufmerksam, haben aber auch konkrete Forderungen: Es braucht sichere Fluchtrouten und ein Bleiberecht für alle Flüchtenden – Abschiebungen in das Land, in dem ein Bürgerkrieg herrscht, darf es nicht geben.

Musa sagt: „Die politische Realität im Sudan macht mich zu einem politischen und humanitären Aktivist. Auch von hier möchte ich mich für die Menschen im Sudan einsetzen.“ Deshalb protestierten sie gemeinsam in Hannover und in Berlin, organisierten Kulturveranstaltungen und Konzerte, aber auch Diskussionsrunden. Musa selbst hielt auch Reden und schrieb Briefe an die Landesbeauftragte für Migration und Teilhabe, die dann auch zu einem Gespräch mit der sudanesischen Community kam. In Zusammenarbeit mit anderen Organisationen wie dem Flüchtlingsrat lenken sie immer wieder die Aufmerksamkeit auf die Notlage der Menschen im Sudan.

Unermüdlich setzt sich Musa also für die Menschen in seiner Heimat ein – auch um sich beim Blick auf den Sudan nicht ohnmächtig zu fühlen und gleichzeitig den Zusammenhalt der sudanesischen Community zu spüren. Aber auch die große Wirksamkeit des eigenen Protests motiviert ihn, weiterzumachen: Seit 2018 stieg die Zahl der positiven Asylbescheide für Sudanese*innen in Deutschland und 2019 wurde der Diktator al-Baschir nach 26 Jahren abgesetzt. Davon, dass auch die sudanesische Community daran einen Anteil hat, ist Musa überzeugt. Der stetige Druck aus der Zivilgesellschaft und die Bemühungen der sudane-



sischen Community, auf die Situation in ihrem Land aufmerksam zu machen, hat gewirkt.

Aber auch für sich persönlich konnte Musa einige Erfolge erzielen. Er erzählt stolz, dass er eine Ausbildung als Schlosser absolviert hat und als Metallbauer arbeitet. Er ist verheiratet und er und seine Frau, die über den Familiennachzug aus dem Sudan ebenfalls nach Deutschland kommen konnte, sind Eltern von Zwillingen. Kennengelernt haben sie sich, weil auch sie eh-

renamtlich aktiv war: Im Sudan engagierte sie sich für Kinder und Jugendliche. Der erfolgreiche Start in das Leben in Deutschland ist Musa also gelungen. Nebenbei bleibt er auch als Familienvater aktiv in der sudanesischen Community, bei verschiedensten Aktionen, Treffen und Veranstaltungen. „Besonders an den Wochenenden“ lacht er zum Abschluss, denn neben der Arbeit und der Familie vergeht die Zeit einfach so schnell, bald sind die Kinder schon groß!“

Fatema

Das Gespräch mit Fatema führen wir am späten Nachmittag: Wir haben uns am Telefon verabredet und sie erzählt, dass sie momentan ein Praktikum macht und gerade nach Hause gekommen ist, endlich Feierabend hat. Ihre Kolleg*innen sprechen sehr schnell, da ist es anstrengend mitzukommen, jedes Wort zu verstehen. Trotzdem gefällt ihr ihre Ausbildung als Pflegehelferin, die sie im vergangenen Jahre begonnen hat, sehr. Obwohl sie ist geschafft ist vom Tag, möchte sie von ihrer Geschichte und ihrem Schicksal erzählen – denn Fatema wurde als Jugendliche Opfer eines Säureangriffs und hat bis heute mit den Folgen zu kämpfen. Sie ist jetzt, auch 30 Jahre später, noch von den Verletzungen gezeichnet und möchte deshalb, aber auch weil sie noch immer Angst hat vor ihrem Peiniger, anonym bleiben. Auch ihr Name ist eigentlich ein anderer.

Nirgendwo sonst auf der Welt ist die Zahl der Säureattentate so hoch wie in Bangladesch. Die Opfer sind zu einem großen Teil junge Frauen oder Mädchen, oft weil sie Heiratsangebote oder Annäherungen der Täter verweigern, aber auch Familienstreitigkeiten können ein Grund für einen Säureanschlag sein. Die Folgen spüren die Betroffenen ihr Leben lang: Die Säure zerstört die Haut, kann zu Erblinden führen und stigmatisiert dauerhaft.

So ging es auch Fatema: Als sie jugendlich war, bedrohte der Täter ihre Familie und verfolgte sie, bis er sie schließlich attackierte und ihr Batteriesäure ins Gesicht schüttete. Nach dem Anschlag war sie zunächst 3 Monate im Krankenhaus. Seitdem ist ihr Gesicht von dem Anschlag gezeichnet. Der Täter wurde zu 20

Jahren Gefängnis verurteilt – ist inzwischen aber wieder frei und peinigt und terrorisiert die Familie erneut.

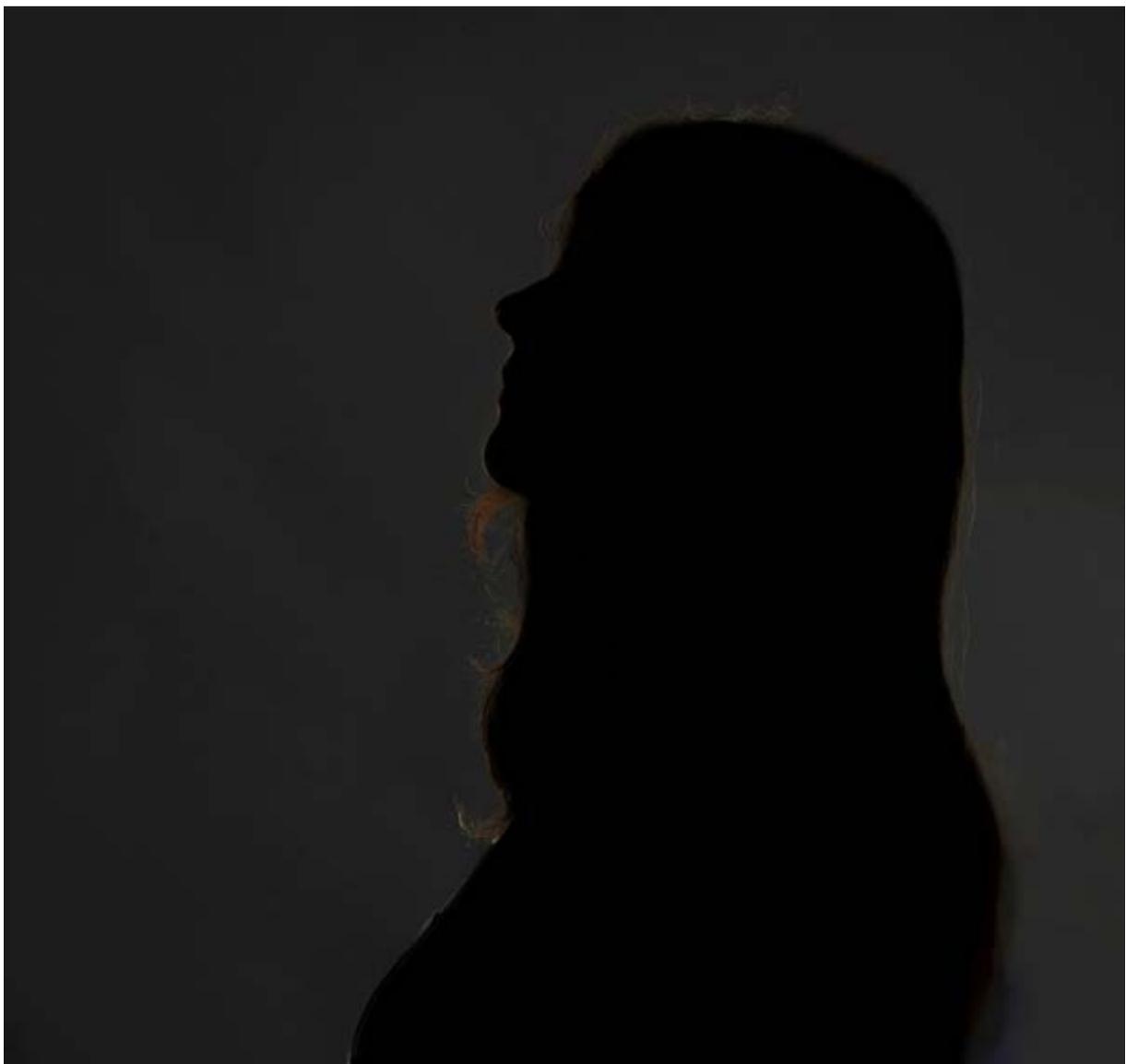
Fatema lebt in Angst in einem kleinen Dorf in Bangladesch. Während dieser Zeit trifft Fatema zufällig eine Touristin aus Deutschland, das Land zu der Zeit bereist. Die beiden kommen ins Gespräch und Fatema erzählt ihre Geschichte. Es stellt sich heraus, dass die Touristin aus Halle stammt und dort Medizin studiert. Sie möchte Fatema helfen, nach Deutschland zu reisen um hier medizinische Versorgung zu erhalten. So kommt es dann auch. Fatema reist mehrfach für Behandlungen nach Deutschland. Doch um wirklich sicher vor dem Täter zu sein, muss sie da Land dauerhaft verlassen – schweren Herzens entscheidet sie sich also dafür, mit ihren beiden Söhnen nach Deutschland zu fliehen, ihr Mann bleibt zunächst zurück in Bangladesch.

Die ersten Wochen in Deutschland sind sehr schwer für die Mutter und ihre beiden Söhne. Sie werden in einer Sammelunterkunft in Braunschweig untergebracht. Es herrscht ein raues Klima und den dreien schlagen viel Ablehnung und wenig Hilfsbereitschaft entgegen. Fatema kann sich nicht verständigen und fühlt sich sehr allein. Glücklicherweise hilft ihr die Touristin, die sie bereits in ihrer Heimat kennengelernt hatte, bei ihrem Asylantrag. Der Transfer in das Grenzdurchgangslager Friedland ist ein weiterer glücklicher Zufall: Im dortigen Frauenzentrum hat Fatema die Möglichkeit Deutsch zu lernen und Kontakte zu knüpfen. Besonders mit der Lehrerin Elke versteht sie sich gut und Fatema erfährt viel Unterstützung. Fatema sagt aber auch: Die

deutsche Kultur ist ganz anders und manchmal so schwer zu verstehen, da braucht es Menschen wie Elke, die unterstützen.

Wenn sie an die Zukunft denkt, denkt Fatema an ihre Schwester und Mutter in Bangladesch, hofft, dass sie in Sicherheit leben können. Vor allem aber denkt sie an ihren Mann und wünscht sich, endlich wieder mit ihm zusammen sein zu können und eine Familienzusammen-

führung beantragen zu können. Auch ihre beiden Söhne vermissen den Vater. Die drei leben inzwischen in einer Unterkunft in Hannover, wo auch Fatemas Ausbildungsort liegt. „Für meine Söhne und meinen Mann muss ich stark sein“, sagt sie und bleibt hoffnungsvoll: „Eines Tages werde ich mit meinem Mann und meinen beiden Söhnen zusammen in Deutschland leben können.“



Sahar

„Wir wollen nur keinen Krieg mehr, wir wollen einfach ohne Angst in Frieden leben“ sagt Sahar über sich und ihren Mann. Denn Sahar und Reza, die eigentlich anders heißen, haben eine schwere Geschichte hinter sich, über die Reza bis heute nicht sprechen kann. Sahar hingegen ist froh, dass ihr zugehört wird, wenn sie ihre bewegende Geschichte der Flucht erzählt.

Die Eheleute kommen aus Syrien und leben seit einigen Monaten einer Erstaufnahmebehörde in Norddeutschland. Hier warten Sie auf das Verfahren für ihren Aufenthaltstitel. Denn klar ist: Zurück in ihre Heimat können die beiden nicht, weil ihnen dort Gefängnis droht.

Doch von Beginn an: Sahar ist 26 und arbeitet als Radiologin, als sie Reza kennenlernt. Er arbeitet als Offizier beim Militär. Die beiden verlieben sich, wollen heiraten. Die Lage in Syrien ist schon damals nicht friedlich, der Arabische Frühling hat im Jahr 2011 auch Syrien erreicht. In zahlreichen Städten protestieren Menschen gegen das Regime, befeuert auch von Armut und Wut auf die korrupte Regierung. Reza soll bei einem Einsatz gegen Demonstrierende eingesetzt werden, aber kann das mit seinem Gewissen nicht vereinbaren – die Menschen haben doch Recht! Er desertiert. Doch das bringt ihn in Gefahr, denn Deserteuren drohen in Syrien lange Haftstrafen. Reza will nach Europa fliehen und wendet sich an Schlepper, die die Flucht organisieren sollen.

Doch diese betrügen ihn um sein Geld und tauchen ab – Reza muss weiterhin in Syrien bleiben und hoffen, dass er nicht entdeckt wird. Sahar und Reza leben in Angst um die eigene Sicherheit und schließlich passiert 2012 das, was die beiden am meisten fürchten: Reza wird aufgegriffen und verschleppt. Für Sahar beginnt eine schreckliche Zeit. Sie macht sich

Sorgen über ihren Mann, weiß nicht, wo er ist, oder ob er überhaupt noch am Leben ist. An offiziellen Stellen wird ihr erzählt, dass er tot sei.

Doch das glaubt sie nicht: „Ich habe die ganze Zeit gespürt, dass er noch da ist, dass er noch lebt.“ Gemeinsam mit ihren Schwiegereltern sucht sie nach Reza. Doch das ist auch für sie nicht ungefährlich: Das syrische Regime ist nun auch auf Sahar selbst aufmerksam geworden, auch sie hat das Gefühl, dass sie nicht mehr sicher ist. Ihre Geschwister, die selbst schon nach Europa geflohen waren, machen sich Sorgen um sie, wollen, dass sie nachkommt. Doch für Sahar steht fest: Solange sie nicht weiß, wo ihr Mann ist, wie es ihm geht, will sie Syrien nicht verlassen, obwohl es für sie immer gefährlicher wird.

An einem Morgen im Herbst 2014 passiert dann genau das, was Sahar und ihre Familie am meisten fürchten: Auf dem Weg zur Arbeit wird sie an einem Checkpoint des Militärs verhaftet. Sahar wehrt sich, schreit, bittet umstehende Passant*innen darum, ihre Eltern zu informieren. Sie spürt, dass sie ihre Eltern erst einmal nicht wiedersehen wird. Und so ist es auch: Sie kommt in Haft, muss mit 17 weiteren Frauen in einem Raum ausharren, erfährt Gewalt und Misshandlung, wird traumatisiert. Die Hoffnung, gemeinsam mit ihrem Mann zu entkommen, ist das einzige, das sie durchhalten lässt. Nach einem halben Jahr kommt sie frei und flieht, kommt im Nachbarland Libanon unter. Tag und Nacht arbeitet sie, um Geld für Rezas Freilassung und seine Ausreise in den Libanon zu verdienen. 2015 gelingt ihm genau das und Reza und Sahar sind endlich wiedervereint. Doch die Freude ist getrübt, sie leben im Libanon weiterhin in Gefahr, weil das syrische Regime auch dort Menschen verfolgt. Außerdem leiden die beiden unter der

ausländerfeindlichen Stimmung im Land. Beide arbeiten viel, aus Angst nimmt Reza aber keine offiziellen Jobs an, sondern handelt sich von einer schlechten Aushilfstätigkeit zur nächsten. Sahars Familienmitglieder, die bereits in Deutschland leben, versuchen die beiden nachzuholen. Das gelingt erst 2022, die beiden können über Italien schließlich nach Deutschland reisen. Endlich!

Angekommen in Deutschland, wollen die beiden nach Jahren des bloßen Überlebens endlich ein richtiges Leben beginnen. Doch auch hier heißt es warten: Die Sprach- und Integrationskurse sind überfüllt, die Klärung des

Aufenthaltstitels dauert seit Monaten. „Diese lange Wartezeit, ohne etwas tun zu dürfen, macht uns fertig“ sagt Sahar, „dabei wollen wir doch nichts lieber als Deutsch lernen und einen Job oder auch einen Ausbildungsplatz finden.“ Doch vor allem wollen die beiden eins: Endlich ohne Angst in Frieden leben, nach Jahren der Flucht und des Versteckens. Von den Menschen in Deutschland erhofft sie sich mehr Akzeptanz und Offenheit: „es sind vielleicht auch einzelne schlechte Menschen gekommen, aber die meisten sind doch gut, gebt uns eine Chance, wir wollen einfach in Freiheit und ohne Krieg leben“ sagt sie zum Abschluss und klingt erschöpft.



Sami

Nervös sitzt Sami* im Wartebereich von Exil e.V. und hält einen Brief in den Händen, von dem er weiß, dass sein Inhalt wegweisend für den Verlauf seiner Zukunft ist. Es ist der Entscheid vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Er glaubt und hofft, dass er positiv ist, doch die Sprache des BAMF ist kompliziert, ganz sicher ist er sich nicht. Dann hat Britt Bartel – Beraterin für Flüchtlings- und Migrationsrecht – Zeit für ihn. Sie begleitet Sami schon eine ganze Weile und kennt seine Geschichte gut. „Du kannst feiern, Sami“, sagt Britt Bartel beim Lesen des Briefes, „du hast die Flüchtlingsanerkennung bekommen.“

Die Flüchtlingseigenschaft nach der Genfer Flüchtlingskonvention zu bekommen, ist für Geflüchtete der beste Ausgang ihres Asylverfahrens. Sie bekommen dann zunächst eine auf drei Jahre befristete Aufenthaltserlaubnis, die danach verlängert werden kann. Sami kann es kaum fassen. Nach Jahren der Ungewissheit hat er endlich Sicherheit, kann aufatmen und richtig ankommen. Denn hinter ihm liegt ein kräftezehrender Weg: Seit 2020 schon lebt Sami in Deutschland. Er verließ seine Heimat Jordanien aufgrund seiner Homosexualität, die dort zwar nicht strafbar, jedoch gesellschaftlich absolut tabuisiert ist. Wer sich outet, wird oftmals von der eigenen Familie verstoßen oder findet keine Wohnung oder einen Job, steht allein und mittellos da.

Nach seiner Flucht nach Deutschland stellte Samis Freund den Kontakt zu Exil e.V. her. So landete Sami bei Britt Bartel. Als Beraterin für Flüchtlings- und Migrationsrecht betreut sie auch immer wieder Klient*innen aus der LSBTIQ*-Community, die oft in einer be-

sonders schwierigen Situation sind. Die lange Wartezeit im Asylverfahren nutzte Sami sinnvoll: Er besuchte Deutschkurse, lernte in Kürze richtig gut Deutsch zu sprechen und begann schon nach nur einem Jahr in Deutschland eine Ausbildung als Industriemechaniker. Zusätzlich vermittelte Britt Bartel Freizeit-Angebote zur sozialen Teilhabe in und außerhalb von Exil e.V. und in die LSBTIQ*-Community in Osnabrück.

Eigentlich lief soweit alles positiv, Sami schien gut angekommen zu sein, Freunde gefunden zu haben, beruflich durchzustarten. Doch mit der Zustellung eines Dublin-Bescheids erfuhr er einen herben Rückschlag. Er sollte zurück nach Italien, da er dort zuerst in die EU eingereist war. In Italien ist die Situation für Geflüchtete jedoch in allen Bereichen prekär – etwa bei Wohnraum, Arbeit, Gesundheitsversorgung, Sprachangeboten und sozialen Leistungen. Auch wachsender Rassismus in der Bevölkerung gefährdet (queere) Geflüchtete dort besonders. Sami durchlitt schlaflose Nächte und hatte große Angst vor der drohenden Ausreise. Schlussendlich konnte Überstellung aber glücklicherweise doch noch verhindert werden und Sami wieder aufatmen. Trotzdem war sein Aufenthaltsstatus noch unklar, da dieser unabhängig von der Dublin-Entscheidung beschieden wird. Nach einiger Wartezeit auf die Entscheidung des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF) entschieden Britt und Sami sich zu einer Untätigkeitsklage. Und die war erfolgreich: binnen 10 Tagen kam der positive Bescheid vom BAMF – Samis gute Nachricht!

Untätigkeitsklage, Überstellung, Dublin-Verfahren: Sami hatte während des gesamten Prozesses des Ankommens Britt Bartel erklärend und bestärkend an seiner Seite. Nicht nur



mit asylrechtlicher Beratung, sondern auch mit Beziehungsberatung und Hilfe bei persönlichen Konflikten zum Beispiel in Bezug auf die eigene Homosexualität und Religion. Die Schwierigkeiten, mit denen sich Geflüchtete konfrontiert sehen, sind sehr vielschichtig und wirken oft lähmend. „Am Wichtigsten ist es, den Menschen ihr Schicksal wieder selbst in die Hand zu geben“, so Britt Bartel. Neben einer grundlegenden Vertrauensbasis ist es für sie in ihrer Beratung daher wesentlich, ihre Klient*innen über alles aufzuklären, auch wenn dies aufgrund sprachlicher Barrieren und sehr komplexer rechtlicher Situationen manchmal

herausfordernd ist. Sie nimmt sich Zeit, um über Möglichkeiten und Handlungsoptionen zu informieren, klärt aber auch über alle Risiken der Verfahren auf. Letztlich entscheiden nämlich die Klient*innen immer selbst, wie weiter vorgegangen werden soll.

Sami hat diese Beratungspraxis sehr geholfen. Er kann nun in seiner Ausbildung weiter durchstarten, soziale Kontakte knüpfen und sich sicher fühlen in Bezug auf seine sexuelle Identität. Er kann endlich aufatmen und wirklich ankommen.



Elif

Ein neues Leben, ein neuer Sinn

Vor sieben Jahren kam Elif allein mit ihrem Sohn nach Deutschland – ohne ihren Mann, voller Angst, aber auch mit Hoffnung. In ihrer Heimat, der Türkei, wurde sie wegen ihres politischen Engagements per Haftbefehl gesucht. Als Regimegegnerin, die sich offen für Demokratie und Pressefreiheit eingesetzt hatte, drohte ihr eine lange Haft. Die Entscheidung zur Flucht fiel ihr nicht leicht – doch das Risiko, zu bleiben, war zu groß. Sie war bereits in Untersuchungshaft gewesen, als sie diese Entscheidung traf: Dorthin konnte sie nicht zurück, der einzige Ausweg war die Flucht.

In Osnabrück begann für Elif ein schwieriger Neuanfang. Sie war allein in einem fremden Land, mit einer fremden Sprache und einem

ungewissen Status. Erst später konnte sie ihren Mann nachholen, der in der Türkei bereits mehr als 5 Jahre im Gefängnis war – ebenfalls, weil er sich politisch engagiert hatte. Heute lebt die Familie gemeinsam in Osnabrück. Ihr Mann besucht derzeit einen Deutschkurs, der Sohn ist inzwischen 13 Jahre alt. Die Haushaltsführung haben die beiden übernommen – ein selbstverständliches Miteinander, das Elif entlastet. Beruflich hat sie in Deutschland Fuß gefasst: Sie macht einen Kurs im Altenheim, um als Betreuungskraft arbeiten zu können. Dort begleitet sie Menschen, hilft, unterstützt – ein Beruf, der sie erfüllt. Möglich wurde dieser Einstieg durch einen Qualifizierungskurs bei Exil e.V., der ihr nicht nur neue Perspektiven eröffnete, sondern auch das Gefühl vermittelte, gebraucht zu werden. Darüber hinaus engagiert sich Elif ehrenamtlich mit viel Herzblut. Sie organisiert Picknicks, Lesekreise und ist in einer Runde freiwillig Aktiver eingebunden. „Ich habe viele tolle Menschen kennengelernt“, erzählt sie. „Das gibt mir Kraft. Ich habe darin einen Sinn für mich gefunden.“ Ihr Ehrenamt ist für sie mehr als Freizeitbeschäftigung – es ist eine Verbindung zur Gesellschaft, die sie mitgestalten möchte.

Was ihr an Deutschland auffällt? „Hier gibt es für alles viele Regeln – und noch mehr Formulare“, sagt sie mit einem Schmunzeln. Auch die Digitalisierung sei überraschend rückständig – vieles müsse immer noch auf Papier erledigt werden, was sie aus der Türkei anders kennt. Trotz aller Unterschiede ist eines für Elif klar: Pressefreiheit ist kein selbstverständliches Gut. Sie setzt sich weiter dafür ein – mit der Erfahrung einer Frau, die weiß, was es heißt, für Worte ins Gefängnis zu gehen. Heute spricht sie frei. Und sie hilft anderen, es auch zu tun.

Tugba

Zeichnen, um das Erlebte zu Verarbeiten

Der Download einer App ist genug, um ins Gefängnis zu kommen: Das hat Tugba aus der Türkei erlebt, als sie 2017 „ByLock“ nutzte, einen Messenger-Dienst, der verschlüsselte Kommunikation bietet. Die App war in diesen Jahren beliebt bei Anhängerinnen der Gülen-Bewegung, um sicher untereinander kommunizieren zu können – aber auch bei anderen Bürgerinnen wie Tugba, die mit der Bewegung nichts zu tun hatte. Dennoch reichte die bloße Nutzung von ByLock dem türkischen Staat als Grund aus, zehntausende Menschen verhaften zu lassen. Eine davon: Tugba.

Sechs Monate muss sie in Haft verbringen – eine extrem belastende Zeit für sie. „Um genau zu sein, waren es 183 Tage“, erinnert sie sich direkt. Eine Zahl, die sie nie mehr vergessen wird, genauso wie die Zeit im Gefängnis: „Die Haft war sehr schlimm für mich. Ich habe die Tage gezählt und jeden Tag gehofft, freizukommen.“

Um die Zeit zu überstehen, fängt sie an zu zeichnen und zu malen. In den sechs Monaten entstehen zahlreiche Cartoons und Zeichnungen, in denen Tugba die Zeit im Gefängnis verarbeitet und ihre Haft thematisiert. Sie zeichnet aber auch lustige Comics und Karikaturen über die Eigenheiten der Insassinnen – ihren Humor und ihren Willen zu überleben lässt sie sich auch in Unfreiheit nicht nehmen und will sich nicht brechen lassen von der Haft. Während sie erzählt, lacht sie in Erinnerung an ihre Zeichnungen, die immer auch Ablenkung von der Realität waren. Leider konnte sie die Bilder nicht aufbewahren, sondern hat alles Ge-

malte aus Vorsicht immer direkt vernichtet, um im Gefängnis nicht aufzufallen oder Probleme zu bekommen.

Nach sechs langen Monaten in Haft kommt sie dann endlich frei – kann aber noch immer nicht aufatmen. Der Fall ist nicht abgeschlossen, sondern im Gegenteil: Sie muss für die eigentliche Verhandlung vor Gericht erscheinen und sich erneut für die Nutzung von „ByLock“ verantworten. Und das Urteil fällt drakonisch aus: Nun soll Tugba für mehrere Jahre ins Gefängnis.

Sie weiß, dass sie eine solch lange Haftstrafe nicht überstehen würde, und entschließt sich notgedrungen zu fliehen. Über einige Umwege kommt sie 2019 in Deutschland an – landet zunächst in Bremen, wird dann aber nach Bad Fallingbommel geschickt, von dort nach Braunschweig und landet schließlich im Grenzdurchgangslager in Friedland, wo sie schließlich fast ein Jahr auf ihr Verfahren warten muss. In dieser Zeit beginnt sie einen Deutschkurs und lernt im dortigen Frauenzentrum viele Familien kennen, mit denen sie Zeit verbringt. Auch im Dorf fühlt sie sich herzlich willkommen: „Die Menschen auf der Straße waren nett, haben einen immer begrüßt, obwohl sie wussten, dass wir geflüchtet sind“, berichtet sie – entgegen ihrer Erwartungen und auch dem Rassismus, den sie in der Vergangenheit erfahren hat.

Immer wieder trifft sie auf verschiedene Widerstände und Hürden: Tugba sieht sehr schlecht und braucht eine neue Brille. Weil sie selbst aber kein Geld hat und auch das Asylbewerberleistungsgesetz keine Kostenübernahme vorsieht, kann sie sich keine Brille anfertigen lassen und muss sich notdürftig anders behelfen. Als es endlich zu ihrer Anhö-

zung kommt, kann sie den Übersetzer kaum verstehen und hat das Gefühl, dass auch er sie missversteht. Sie hat in der Türkei Rechtswissenschaften studiert und ist Juristin. Der Abschluss wird aber nicht anerkannt, und das Jobcenter bietet ihr zwar an, einen Job als Sachbearbeiterin aufzunehmen – weil Tugba das aber nicht zusagt, entschließt sie sich für eine Ausbildung im IT-Bereich.

Die vielen Hürden und Herausforderungen lassen sie nicht resignieren, sondern weitermachen – auch wenn es ihr manchmal schwerfällt: „Überall auf der Welt brechen Kriege aus, müssen Menschen fliehen, gibt es Schlechtes.

Wie soll man da optimistisch in die Zukunft blicken? Ich habe keine Erwartungen an eine helle Zukunft mehr.“

Sie ist inzwischen verheiratet und lebt mit ihrem Mann, der ebenfalls Jurist ist, und ihrem kleinen Sohn in Minden. Auf die Frage, ob sie sich trotzdem etwas für ihre Zukunft wünscht, antwortet sie: „Ich möchte, dass mein Sohn ein schönes Leben hat. Ich hoffe, wir finden eine liebe Tagesmutter oder eine gute Kita. Ich habe schon viel Erfahrung mit Rassismus gemacht – ich wünsche mir, dass das meinem Sohn erspart bleibt.“



Tasneem

2016 kam Tasneem aus Syrien. Heute ist sie 22 Jahre alt, lebt in Hannover, studiert Soziale Arbeit und ist alleinerziehende Mutter. Tasneem arbeitet als Sozialpädagogin in Flüchtlingsunterkünften und begleitet Menschen beim Ankommen. Die Arbeit mit Frauen ist ein besonders wichtiges Anliegen für sie. In diversen Zusammenhängen ist Tasneem tätig, seien es Gesundheitsprojekte oder Veranstaltungen zu verschiedenen Themen, die Frauen mit Fluchterfahrung betreffen. Zudem ist sie ehrenamtlich im Vorstand des Unterstützerkreises Flüchtlingsunterkünfte Hannover e.V.

„Genau weil ich damals schwach war, bin ich jetzt sehr stark!“

Der Film gibt Einblicke in ihre Lebenserfahrungen in Deutschland und erzählt, wie sie davon geprägt wurde, was sie heute beschäftigt und welche Themen sie bewegen.

<https://www.youtube.com/watch?v=yrt-huK19IbU>



Nataliia

Schritt für Schritt ankommen in einem neuen Leben

Nataliia kommt an einem regnerischen Dezember tag im Büro vorbei. „In der Ukraine sehen die Winter ganz anders aus“, berichtet sie. „Viel mehr Schnee, viel kälter, aber auch mehr Sonne.“ Sie erzählt, dass ihr Sohn sie immer wieder fragt: „Mama, wann schneit es endlich?“. Sie beiden vermissen das knirschende Geräusch der Schuhe, wenn man durch Schnee läuft, das sie aus den Wintern in der Ukraine kennen. Aber seitdem sie am 22. März 2022 die Ukraine verlassen mussten, haben die beiden ein neues Zuhause gefunden, in Osnabrück, das die meisten Winter ohne Schnee auskommt.

Nataliia ist in der Ostukraine aufgewachsen und hat dort in einer kleinen Stadt in der Region Donezk gelebt, hat dort eine Familie gegründet. In Mirnograd gab es drei Kohleminen, in denen viele der Einwohner gearbeitet haben. Die Minen sind inzwischen zerstört und viele der Menschen haben die Stadt verlassen. So wie auch Nataliia, die mit ihrem Sohn, ihrer Schwester und deren zwei Kindern inzwischen in Osnabrück wohnt. Nataliia erzählt: „Bei uns hat der Krieg schon 2014 begonnen und nicht erst 2022. Schon zu Beginn des Krieges ist immer wieder die Wasserversorgung ausgefallen und wir haben immer wieder Schüsse und Kämpfe in der Nähe gehört. Ich bin die Angriffe gewohnt.“ Nataliia wollte so lange wie möglich in ihrer Heimat bleiben, trotz der unsicheren Situation. Als aber im März 2022 die Nachbarstadt Pokrowsk bombardiert wurde, musste sie sich eingestehen: Es wird zu gefährlich.

Sie packt einen großen Koffer und fährt mit ihrem Sohn an die polnische Grenze. Es wer-

den Sonderzüge zur Evakuierung eingesetzt, die die Menschen direkt bis an die Grenze zu Polen bringen. Die Grenze müssen die beiden zu Fuß überqueren und sie verbringen die erste Nacht in Polen in einem Flüchtlingslager.

Nataliia erinnert sich: „Ich habe schon oft Bilder aus Flüchtlingslagern im Fernsehen gesehen, mit Menschen, die aus Syrien oder Afghanistan fliehen mussten, aber ich konnte mir nie vorstellen, dass ich einmal in so einer Situation sein würde. Aber da war ich nun, mit meinem Sohn in einem Camp in Polen.“ Sie kann zusammen mit ihrer Schwester und den Kindern in der darauffolgenden Nacht bei einem Verwandten weiter im Westen Polens unterkommen, bevor sie zwei Tage später nach Osnabrück weiterreisen.

In Osnabrück lebt eine Tante von ihr – es gibt also einen guten Grund, ausgerechnet dorthin zu fahren. Bei ihrer Ankunft gehen sie und ihre Schwester davon aus, dass der Krieg schnell vorbei sein wird und dass sie in spätestens sechs Monaten in die Heimat zurückkehren können, dass sie nur vorübergehend in Deutschland leben werden. Nataliia versucht dennoch, einen Deutschkurs zu beginnen, meldet ihren Sohn für die erste Klasse an und macht sich auf die Suche nach einer eigenen Wohnung. „Wenn ich nur zuhause bin und nichts zu tun habe, geht es mir irgendwann schlecht. Ich bin lieber beschäftigt!“ sagt sie. Zusammen mit anderen Ukrainer*innen aus Osnabrück ist sie im Verein „We help Ukraine“ aktiv. Sie machen Ausflüge in andere Städte, Touren durch Osnabrück und feiern zusammen ukrainische Feste. Doch natürlich sind Nataliias Gedanken auch immer bei ihren El-



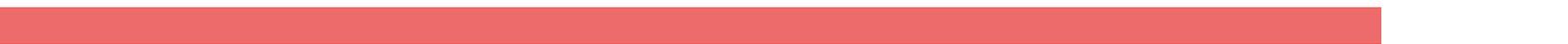


tern und den Menschen in der Ukraine. Sie und ihre Schwester würden die beiden gerne nach Deutschland holen, aber ihre Eltern wollen in der Ukraine, in ihrer gewohnten Umgebung bleiben. Inzwischen verläuft die Frontlinie nur noch 2 Kilometer entfernt von Mirnograd und die Lage wird immer unsicherer. Nataliia versucht, regelmäßig mit ihren Eltern zu telefonieren oder ihnen zu schreiben, aber weil es nur für vier Stunden jeden Tag Strom und Telefonnetz gibt, ist das nicht immer möglich.

Nataliia fällt es sehr schwer zu sehen, dass sie ihre Heimatstadt nie wieder besuchen kann: „Es ist, als ob mir der Boden unter den Füßen weggerissen wurde.“ Doch so schwer ihr diese Einsicht fällt, motiviert sie sie auch, trotz der Herausforderungen und Sorgen weiterzumachen und in Deutschland anzukommen. Sie lernt Deutsch und findet eine eigene Wohnung für sich, die Schwester und die Kinder. In ei-

nem Arbeitsmarktqualifizierungskurs bei Exil e.V. bereitet sie sich auf den Berufseinstieg vor. Sie ist Zahntechnikerin und liebt ihren Job, möchte unbedingt in die Arbeit zurückkehren. Damit aber ihr Diplom aus der Ukraine anerkannt wird, muss sie ein Jahrespraktikum in einem Labor machen. Den Platz hat sie bereits und der Kurs startet bald. „Schritt für Schritt“, sagt sie, „kommen wir hier an und bauen uns ein neues Leben in Osnabrück auf.“

Ihr gefällt es hier, in dieser Stadt. Nicht so groß wie Berlin, aber groß genug, dass es immer etwas zu tun gibt, immer eine Möglichkeit, etwas zu unternehmen. Sie fühlt sich wohl und ist sehr dankbar, wie sie hier aufgenommen wurde und wie viel Hilfe sie bekommen hat. Einzig der Schnee, der wünschen sie und ihr Sohn sich für das anstehende Weihnachtsfest im verregneten Osnabrück.



Lukas

In meinem Herkunftsland bedeutet es Lebensgefahr, homosexuell zu sein

Die Erinnerungen an die Zeit in dem Erstaufnahmelager sind verschwommen, aber eines bleibt klar: Die Angst war allgegenwärtig. Ständig war da die Unsicherheit, ob er in Deutschland bleiben oder in ein anderes EU-Land abgeschoben werden würde. „Ich hatte das Gefühl, dass ich keinen einzigen Tag sicher sein konnte“, erinnert er sich. Diese Ungewissheit machte es schwer, sich wirklich irgendwo in Sicherheit zu fühlen. Kontakte zu den anderen Geflüchteten hielt er auf Distanz, vorsichtig und bedacht. Er aß oft allein, doch manchmal setzten sich andere zu ihm. Das Einzige, was in dieser Zeit positiv war, war die Unterstützung durch einen Therapeuten und ein paar Orte im Camp, an denen man sich zumindest kurz erholen konnte. Friedland war nur eines von mehreren Lagern, in denen er untergebracht war. Jedes hatte seine eigene Geschichte. Besonders in Erinnerung blieb ihm die Diskriminierung, die er erlebte, nicht nur von außen, sondern auch von Menschen, die selbst Geflüchtete waren. Einige waren stark homophob, redeten über Politik und darüber, wer hierherkommen dürfe und wer nicht. Er sprach nicht darüber, er wusste, es würde nichts bringen. Manchmal reagierte er einfach mit Schweigen und einem direkten Blick in die Augen seines Gegenübers, ein stilles Stoppsignal. „Ich wusste, wenn ich diskutieren würde, würde es eskalieren, also habe ich einfach nichts gesagt.“ Dann war da sein Mitbewohner. Ein Mann, der ihn von Anfang an mit abfälligen Bemerkungen überschüttete. Es war hart, in einem Raum mit jemandem zu sein, der ihn so sehr ablehnte. Doch er passte sich an, blieb

vorsichtig, schlief oft nicht im Zimmer, vermied die Konfrontation. Das System selbst machte es nicht einfacher, Dublin-Verfahren, Abschiebebescheide, Anwälte, Gerichtspapiere, all das war eine überwältigende Flut an neuen Informationen. „Ich hatte das Gefühl, dass ich keinerlei Kontrolle mehr über mein eigenes Leben hatte. Alles passierte einfach und ich konnte nur reagieren.“

Er war gerade einmal 20 Jahre alt, als er nach Deutschland kam. Ein Alter, in dem viele Menschen gerade erst anfangen, sich selbst zu finden, zu studieren, Pläne für die Zukunft zu schmieden. Für ihn bestand das Leben stattdessen aus Unsicherheit, Angst und dem ständigen Kampf, irgendwo ankommen zu dürfen. Dann kam der Moment im Erstaufnahmelager. Er hatte sich für drei Tage nicht blicken lassen, war bei einem Freund untergekommen. Als er zurückkam, wurde er von der Wache abgefangen, zur Ausländerbehörde gebracht. Dort versicherten sie ihm, es sei alles in Ordnung. Bis plötzlich zwei Männer den Raum betraten, mir Handschellen anlegten und erklärten, was als Nächstes passieren würde. „In diesem Moment wusste ich, dass sie mich abschieben wollten. Sie sagten, sie glaubten mir, aber ich müsse nun jeden Tag erscheinen, damit sie mich jederzeit mitnehmen könnten.“ Er wusste damals nicht, dass das Anlegen der Handschellen rechtswidrig war“. Er legte keinen Widerspruch ein, stellte keine Beschwerde „Ich hatte einfach keine Kraft dazu. Ich wollte nur überleben.“ Heute würde er anders handeln, sich rechtlich wehren.

Doch es kam nicht dazu. Am Tag der Abschiebung war er nicht da. Und dann eine Entscheidung, ein Moment, der alles änderte. Er suchte Zuflucht im Kirchenasyl. Dort bekam er rechtlichen Beistand und begann, gegen das Dub-

lin-Verfahren zu kämpfen. Wochen der Unsicherheit, doch dann die erlösende Nachricht: Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) erklärte den Selbsteintritt, Deutschland übernahm sein Asylverfahren. „Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass ich vielleicht wirklich eine Chance habe.“

Es folgten Jahre des Wartens. Er baute sich langsam eine neue Existenz auf, durchlief das Studienkolleg, begann sein Studium. Und dann, Jahre später, erhielt er die endgültige Entscheidung: Flüchtlingsschutz, die höchste Schutzform im Asylverfahren. „Es war dieser eine Moment, als ich wusste: Jetzt kann ich wirklich hierbleiben und mich in Sicherheit befinden. Denn in meinem Herkunftsland, bedeutet es Lebensgefahr, homosexuell zu sein.“ Ihre Existenz wird verleugnet. Die Gefahr von Seiten der Verwandten, die Verfolgung durch staatliche Behörden und nicht zuletzt die Verschärfung der Gesetze zur Rechtfertigung dieser Verfolgungen machten das Leben unerträglich und sinnlos.

In Deutschland neben seinem Studium, engagierte er sich ehrenamtlich. Er wollte nicht nur seine eigene Situation verbessern, sondern auch anderen helfen, die in ähnlichen Situationen steckten. Mit der Zeit bildete er sich gezielt weiter, insbesondere im sozialen und aufenthaltsrechtlichen Bereich. Durch Fachberatungsstellen lernte er, komplexe Verfahren zu verstehen, brachte die Anliegen von Ratsuchenden dorthin, begleitete sie durch ihre Prozesse. „Ich wusste, wie es sich anfühlt, völlig hilflos zu sein, deshalb wollte ich anderen helfen, damit sie sich nicht allein fühlen müssen.“

Durch dieses Engagement wurde er zu einem wichtigen Multiplikator für die Beratungsstel-

len, arbeitete über Jahre hinweg mit Fachleuten zusammen, unterstützte bei Anträgen, rechtlichen Verfahren, behördlichen Wegen. Er wurde zu einer Brücke zwischen Hilfesuchenden und denen, die helfen konnten. Und nebenbei lernte er selbst, nicht nur über das Rechtssystem, sondern auch über die Gesellschaft, über Strukturen und darüber, wie viel eine einzelne Person bewirken kann. Heute sind es nur noch wenige Menschen, die er aktiv begleitet. Menschen, die ihm wichtig geworden sind. Menschen, die auch für ihn da sind. Die Arbeit mit Geflüchteten führte ihn zu neuen Begegnungen, auch mit Menschen aus der Ukraine. Es war anders, aber er half, so wie er konnte. Doch mit der Zeit erkannte er, dass er auch auf sich selbst achten musste.

Freunde? Er dachte lange, er brauche sie nicht. Der Fokus lag auf dem Ziel, auf dem Weiterkommen. Doch dann merkte er: Menschen kommen und gehen, einige bleiben, andere nicht Und das ist in Ordnung. Der Perfektionismus trieb ihn an, machte ihn aber auch müde. Er wollte lernen, sich zu entspannen, wusste aber nicht wie. Der Gedanke, einfach mal nichts zu tun, fiel ihm schwer. Selbst nach Prüfungen musste er putzen, aufräumen, sich bewegen. Bald fand er einen Job, der ihn erfüllt, wo er mit Menschen aus verschiedenen Teilen der Welt arbeitet und wo er neue Bekanntschaften findet.

Seine Geschichte ist geprägt von Kämpfen, von Rückschlägen, aber auch von Fortschritt. Und am Ende bleibt die Erkenntnis: Es gibt Menschen, die bleiben, die unterstützen, die einen erinnern, dass es sich lohnt, weiterzumachen. Und vielleicht, irgendwann, wird er lernen, wirklich loszulassen und sich zu entspannen. Aber bis dahin gibt es noch viel zu tun.

Anna

In Frieden aufwachsen zu können und eine gute Schulbildung bekommen – das sind Annas Wünsche für ihre Kinder. Und lange war deren Erfüllung selbstverständlich und Anna, führten sie doch ein gutes Leben in der Stadt Cherkassy in der Ukraine. Ihr Sohn geht dort in die Schule, die Tochter in den Kindergarten, Anna arbeitet im Bereich Finanzwesen, sie führen ein normales, schönes Leben.

Bis der Angriff Russlands auf die Ukraine all das umwirft und die Familie sich plötzlich im Krieg wiederfindet. Eine gute Zukunft scheint über Nacht unmöglich geworden zu sein und Anna erzählt: „Ich habe einfach nichts mehr verstanden. Plötzlich hatte ich keine Träume oder Wünsche mehr, konnte mir keine Zukunft mehr vorstellen. Alles hat sich geändert und wir haben nicht mehr richtig gelebt, nur noch existiert.“

Anna bleibt noch eine Weile mit ihren Kindern in der Stadt und sie verlassen die Wohnung kaum noch, weil auch die Schule nicht stattfindet. Sie liegen nachts wach, während andauernd die Alarmsirenen Bombenalarm ankündigen. Nach einer Woche hält die Familie es nicht mehr aus und Annas Mann überredet sie, mit ihren beiden Kindern zu seinem Bruder nach Lwiw zu fahren. „Der Krieg ist kein Ort, an dem Kinder sein können, nichts, was Kinder sehen dürfen, wir mussten weg.“

Weil die Tankstellen geschlossen sind und es kein Benzin mehr gibt, fahren sie die 14 Stunden mit dem Bus in die Stadt im Westen der Ukraine. Anna fährt alleine mit ihren Kindern und hat nur einen großen Rucksack dabei. Angekommen in Lviv überlegen sie, wie es weitergehen kann. Ihr Schwager hat Bekannte in Norwegen und die Familie überlegt, nach einem Zwischenstopp in Hamburg dort unter-

zukommen. Weil die Strecke aber so weit ist, entscheiden sie sich, zunächst nach Deutschland zu fliehen, um von dort aus eine mögliche Weiterreise zu planen.

Weil Annas Mann einen Freund in Osnabrück hat, bei dem sie und ihre Kinder unterkommen könnten, entscheidet sie sich, mit ihren Kindern nach Osnabrück zu fahren. Sie erzählt: Als ich am Busbahnhof gesehen habe, dass ein Bus durchfährt direkt bis nach Osnabrück, habe ich gedacht: Das ist ein Zeichen!“ Sie und ihre Kinder fahren los und landen nach 1300 km Fahrt in Osnabrück. Sie können zunächst bei Annas Freundin unterkommen und nach ein paar Tagen dann bei einer Familie in Wallenhorst. Anna spricht kein Deutsch, die Familie in Wallenhorst kein Ukrainisch, also muss die Kommunikation mit Hand und Fuß laufen. Anna ist dankbar für die Unterstützung, die die Familie ihr gibt, aber trotzdem freut sie sich umso mehr, als sie eine kleine Wohnung für sich und ihre beiden Kinder in Osnabrück findet. Die Wohnung ist winzig – nur ein Raum und eine kleine Küche für alle – aber die kleine Familie arrangiert sich, lernt jeden Tag zusammen Deutsch und findet sich zusehends mehr in Deutschland zurecht. Dennoch: Anna geht davon aus, dass sie nur für ein paar Wochen oder höchstens ein paar Monate im Exil in Deutschland bleiben muss, weil sie hofft, dass der Krieg in der Ukraine schnell zu Ende geht.

Doch die Wochen und Monate vergehen und der Krieg ist noch immer nicht vorbei. Während besonders ihre Tochter in der ersten Zeit in Deutschland ihre Heimat und ihren Vater sehr vermisst hat, kommt die kleine Familie immer mehr in Osnabrück an. Sie alle lernen Deutsch, melden sich in der Schule und im Kindergarten an und Anna macht bei Exil E.V. einen Kurs zur Arbeitsmarktqualifizierung. Zum Glück finden sie eine Wohnung mit einem Zimmer mehr, sodass sie genug Platz für alle

haben. Die Monate vergehen und in der Ukraine ist noch immer Krieg.

Anna fühlt sich zunehmend wohl in Deutschland und die Idee von einer Weiterreise nach Norwegen gerät in Vergessenheit. Doch auch die baldige Rückreise nach Hause in die Ukraine wird immer unwirklicher – der Krieg dauert inzwischen fast zwei Jahre. Anna findet einen Job in einem Modegeschäft in Osnabrück. Sie arbeitet gerne dort, weil sie nette Kolleginnen hat und nebenbei immer neue Wörter aufschnappt. Eigentlich will sie aber zurück in ihren alten Job und sucht daher nach einem Praktikumsplatz – gleichzeitig mit ihrem Sohn, für den bald ein Schulpraktikum ansteht.

Anna erzählt, dass sie gerne fotografiert und Bücher liest. „Doch ich komme dazu gar nicht, immer ist etwas zu tun – Kindergarten, Schule, Arbeiten, Bewerbungen, Lernen, Haushalt. Das ist nicht so leicht ohne Großeltern oder andere Unterstützung hier in Osnabrück.“ Doch sie fühlt sich wohl hier, erzählt, dass sie sehr herzlich aufgenommen wurde: Alle waren tolerant und freundlich, das hat das Ankommen hier erleichtert. Und sie hat noch viel vor: Ich wünsche mir, dass mein Sohn und ich einen guten Praktikumsplatz finden und dass meine Tochter dieses oder nächstes Jahr mit der Schule starten kann. Aber am wichtigsten: Ich wünsche mir, dass es Frieden in der Ukraine gibt.



Harouna

Zwischen Ankommen und Verbinden

Wenn Harouna über die Jahre spricht, tut er das mit ruhiger Stimme. Er redet ohne Pathos, aber mit einer Klarheit, die hängen bleibt. „Ich war so weit, dass ich einfach wieder zurückwollte“, sagt er. „Ich hatte die Papiere schon unterschrieben. Ich dachte: Lieber zurück, als hier festzustecken.“

2005 kam er aus der Elfenbeinküste nach Deutschland. Zwei Jahre lang lebte er in He-sepe, einem Lager für Geflüchtete. „Damals war das Leben im Lager wie ein Standbild“, erzählt er. „Wir bekamen Gutscheinkarten statt Geld, konnten die Sprache nicht lernen, durften nicht arbeiten. Du isst, schläfst, wartest. Jeden Tag gleich.“ Er macht eine kurze Pause. „Man wird mürbe davon. Manche sind daran kaputtgegangen.“

Dann kam die Nachricht, dass er ein Praktikum machen dürfe. „Ich hatte schon alles für die Rückkehr fertig“, sagt Harouna. „Aber irgendwas in mir sagte: Versuch’s. Nur dieses eine Mal.“ Er blieb. Und dieses eine Mal wurde zum Anfang von allem.

Jahre später fährt er Lastwagen, quer durch Europa. „Ich habe fast jedes Land gesehen“, erzählt er mit einem kurzen Lächeln. „Frankreich, Spanien, Schweden. Aber am schönsten war es, wenn ich wieder zurückkam.“ Heute fährt er keine langen Strecken mehr. Er hat Kinder, ein Zuhause, eine Aufgabe. „Ich bin froh, dass ich jetzt jeden Abend zuhause bin. Und ehrlich gesagt – der Verein ist Arbeit genug.“

2018 gründete Harouna AIDO, einen Verein, in dem sich Menschen aus der Elfenbeinküste und anderen westafrikanischen Ländern treffen – und alle, die einfach mitmachen wollen. „AIDO heißt so viel wie Zusammenhalt“, erklärt er. „Wir sind alle von irgendwo. Aber hier sind wir zusammen.“

Mindestens einmal im Monat gibt es eine Veranstaltung: eine Modeschau, eine Lesung, ein Familienfest. „Das Wichtigste ist, dass Menschen zusammenkommen“, sagt Harouna. „Politik und Religion sind tabu. Darüber reden wir nicht. Wir kommen, um eine gute Zeit zu haben.“ Doch AIDO ist mehr als Feiern. Der Verein hilft bei Behördengängen, organisiert Sprachkurse, vermittelt Dolmetscher. „Viele brauchen Unterstützung, wenn sie neu sind. Wir wollen zeigen: Du bist nicht allein.“

Was sich Harouna wünscht, ist einfach – und doch schwer zu erreichen: mehr Offenheit. „Idioten gibt es überall“, sagt er ruhig. „Aber die meisten Menschen sind keine. Trotzdem werde ich noch immer gefragt, ob ich Gras verkaufe, wenn ich durch die Stadt gehe.“ Er schüttelt den Kopf. „Die Leute haben ein Bild im Kopf, und das klebt an uns allen. Afrika ist für sie ein Land. Dabei arbeiten wir hier, zahlen Steuern, führen ein ganz normales Leben.“ Deshalb ist ihm Sichtbarkeit wichtig. „Wir brauchen Schwarze Schauspieler, Politikerinnen, Polizisten. Einen Schwarzen im Ordnungsamt, in der Stadtverwaltung, im Stadtrat – das würde einen Unterschied machen. Dann würden die Leute merken: Wir gehören dazu. Ganz selbstverständlich.“

Manchmal, sagt er, fehle es einfach an Begegnungen. „Bei uns in der Elfenbeinküste sind



immer alle zusammen mit ihrer Familie, den Freunden und Nachbarn. Hier leben alle in ihren kleinen Wohnungen und sind allein. Das ist schade. Mit AIDO wollen wir das ändern.“

Er lehnt sich zurück, verschränkt die Arme und schaut einen Moment ins Leere. „Wenn Menschen sich begegnen, sehen sie sich wirklich.

Dann merkt man, dass wir gar nicht so verschieden sind.“

Harouna lächelt. „Darum bin ich geblieben“, sagt er leise. „Nicht, weil alles einfach war. Sondern weil ich hier gebraucht werde. Und weil ich zeigen will: Wir gehören hierher. Nicht als Gäste – als Teil davon.“

Yusuf

Mein Name ist Yusuf. Ich wurde in Mersin geboren und bin dort aufgewachsen. Heute bin ich 31 Jahre alt. Wir sind fünf Geschwister – drei Brüder und zwei Schwestern – und ich bin das jüngste Kind der Familie. Unsere Wurzeln liegen in Sirt.

Als ich 8 Jahre alt war, hatte mein Vater einen kleinen Laden im Erdgeschoss unseres Hauses, in dem ich ihm half und mitarbeitete.

Da ich in der Schule nicht sehr erfolgreich war, konnte ich nur bis zur Mittelschule gehen. Doch selbst während dieser Zeit musste ich arbeiten, da meine Familie finanzielle Schwierigkeiten hatte. Mit 12 Jahren begann ich in einer nahegelegenen Werkstatt eines „Drahtzaunmeisters“ zu arbeiten. Dort half ich dabei, Drahtzaune zu flechten und zu montieren.

Mit 14 Jahren entdeckte ich meine Leidenschaft für den Sport. Ich begann, in einem

Fitnessstudio zu trainieren und mich in diesem Bereich weiterzubilden. Sport wurde ein fester Bestandteil meines Lebens. Mit 17 Jahren fing ich an, als Fitnesstrainer zu arbeiten, bis ich mit 19 aufgrund meines Militärdienstes aufhören musste. Ich trat den Wehrdienst in Diyarbakir an. Während dieser Zeit betreute ich das körperlich beeinträchtigte Kind meines Kommandanten als Fitnesstrainer. Nach einem Jahr, als mein Militärdienst beendet war, kehrte ich nach Mersin zurück und begann, als Schweißer in einer Fabrik zu arbeiten.

In dieser Zeit lernte ich meine heutige Frau Zeynep kennen. Sie ist ebenfalls in Mersin geboren und war damals 17 Jahre alt. Wir verliebten uns, verlobten uns und heirateten schließlich am 8. Oktober 2017. Nach der Hochzeit schloss meine Frau ihre Ausbildung als Patienten- und Altenpflegerin ab, während ich weiterhin als Schweißer in einer Fabrik arbeitete. Doch aufgrund einer Augenerkrankung musste ich meinen Job aufgeben. Um unsere finanzielle Lage zu stabilisieren, nahm ich in



dieser Zeit verschiedene Gelegenheitsjobs an. Mit 26 Jahren bewarb ich mich als Fahrer und begann in einer Eventhalle zu arbeiten, wo ich berühmte Gäste chauffierte. Während dieser Zeit wurde meine Frau schwanger, und am 5. Juni 2019 kam unser Sohn zur Welt. Er ist unser größtes Glück und hat unser Leben bereichert.

Doch unsere Situation änderte sich dramatisch, als mein Onkel und mein Cousin sich der PKK anschlossen. Aufgrund dessen wurde unser Haus häufig durchsucht, und mein Vater wurde immer wieder nach ihrem Aufenthaltsort befragt. Der Druck wurde unerträglich. Doch der Hauptgrund für meine Entscheidung, auszuwandern, war mein Sohn - ich wollte nicht, dass er in einer solchen Umgebung aufwächst. Es brach mir das Herz, zu sehen, wie sehr ihn diese ständigen Razzien belasteten und ihm Angst machten.

Deshalb entschied ich mich, mit meiner Familie nach Deutschland zu fliehen. Im Herbst 2023 verließen meine Frau, mein Sohn und ich unser Heimatland und kamen nach 12 Tagen in Deutschland an, wo wir Asyl beantragten. Der erste Ort, an dem wir untergebracht wurden, war das „Camp“ in Braunschweig. Es war sauber und wir bekamen ein eigenes Zimmer. Nach einem Monat wurden wir in das „Camp“ in Celle verlegt, das ebenfalls sehr gut organisiert war.

Drei Monate später wurden wir erneut verlegt - diesmal nach Peine. Das war einer der schlimmsten Tage unseres Lebens. Nach zwei sauberen und gut organisierten Camps wurden wir in einer Halle untergebracht, in der es keine Privatsphäre gab. Die einzelnen Bereiche waren nur durch Bauzäune mit Planen abgetrennt, und es gab keine Türen, die man schließen konnte. Meine Frau, mein Sohn und

ich waren tief enttäuscht und verzweifelt. Ich ging zum Sozialamt und bat um eine bessere Unterkunft, doch mir wurde gesagt, dass ich nur dann aus diesem Heim ausziehen könne, wenn ich eine feste Arbeit finde und mir selbst eine Wohnung miete.

Mit der Unterstützung des Verwandten meines Vaters aus Salzgitter gelang es mir innerhalb von zwei Monaten, eine feste Arbeitsstelle zu bekommen. Ich habe eine Wohnung gefunden und so kamen wir endlich aus dieser prekären Situation heraus.

Doch dann erkannte ich, dass es noch viele weitere Herausforderungen gab: Kindergeld, einen Kindergartenplatz für meinen Sohn, diverse Anträge - ich wusste nicht, wie ich all das organisieren sollte. Zudem fehlten mir die nötigen Sprachkenntnisse. Durch einen Freund erfuhr ich von der Caritas. Er erzählte mir, dass sie dort Menschen in schwierigen Situationen helfen. Ich besuchte eines ihrer Treffen und bin so froh, dass ich sie kennengelernt habe! Sie unterstützten mich in all meinen Anliegen: Sie halfen mir, einen Kindergartenplatz für meinen Sohn zu finden, unterstützten mich beim Kindergeldantrag und organisierten einen Sprachkurs für meine Frau. Auch die Mitarbeiter des Sozialdienstes im Camp in Celle waren unglaublich hilfsbereit und haben uns in unserer schwersten Zeit zur Seite gestanden. Im August wird unser Sohn in die erste Klasse kommen. Meine Frau besucht einen Sprachkurs, und ich arbeite in einem Logistikunternehmen. Bei der Arbeit habe ich inzwischen etwas Deutsch gelernt, aber ich möchte in meiner freien Zeit selbst auch einen Sprachkurs besuchen, um meine Sprachkenntnisse weiter zu verbessern und offizielle Zertifikate zu erlangen.

Zallanda

Von Afghanistan nach Deutschland: Eine Geschichte über Durchhaltevermögen und Zielstrebigkeit

Ich habe in Afghanistan Jura und Politikwissenschaften studiert – ein Bereich, den die Gesellschaft traditionell nicht als geeignet für Frauen angesehen hat. Zum Glück bin ich aus einer gebildeten und unterstützenden Familie gekommen, die mich ermutigt hat, meinen eigenen Weg zu gehen und das zu studieren, was mich wirklich begeistert.

Nach meinem Abschluss engagierte ich mich mehrere Jahre in der Menschenrechts- und Frauenrechtsarbeit, darunter über dreieinhalb Jahre bei einer internationalen Organisation,

die im Auftrag des deutschen Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) tätig war. Unser Projekt hat den Zugang für Frauen zum Rechtssystem und Rechtsschutz verbessert. Durch diese Arbeit habe ich hautnah erlebt, wie männerdominiert das afghanische Justizsystem war – nur wenige Frauen haben Entscheidungspositionen gehabt. Ein häufiges Argument der Regierung war der „Mangel an qualifizierten Fachfrauen“. Diese Erkenntnis hat mich dazu inspiriert, einen Master zu machen, um später an der Gestaltung von politischen Maßnahmen mitzuwirken, die Frauenrechte wirklich fördern. Einen Master in Afghanistan zu absolvieren war jedoch sowohl teuer als auch unsicher, da ich für das Studium in andere Städte reisen





musste, während sich die Sicherheitslage immer weiter verschlechterte. Deshalb habe ich mich auf mehrere Stipendien beworben und war hocheifrig, Ende 2019 ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) für ein Studium in Deutschland erhalten zu haben.

Ich sollte Anfang 2020 nach Berlin reisen, um einen Deutschkurs zu besuchen, doch die COVID-19-Pandemie hat alle Pläne durchkreuzt. Ich habe sechs Monate lang von zu Hause aus Deutsch online gelernt und gleichzeitig weitergearbeitet. Später in diesem Jahr bin ich schließlich nach Deutschland geflogen und habe mein Masterstudium an der Universität Osnabrück begonnen. Die ersten Semester waren schwierig: Online-Unterricht, eingeschränkter sozialer Austausch und das Leben weit weg von meiner Heimat. Dennoch habe ich diese Zeit genutzt, um die meisten Kurse frühzeitig abzuschließen, damit ich mich darauf konzentrieren konnte, neue Freundschaften zu schließen, die deutsche Kultur zu entdecken und aktiv am Gemeinschaftsleben teilzunehmen. Im Jahr 2021 hatte ich geplant, meine Familie in Afghanistan zu besuchen. Tragischerweise ist in diesem Jahr die afghanische Regierung zusammengebrochen und die Taliban sind wieder an die Macht gekommen. Ich konnte nicht mehr nach Hause zurückkehren. Es fühlte sich an, als wäre die Zukunft, für die ich so hart gearbeitet hatte, über Nacht verschwunden. Dennoch habe ich meinen Mut nicht verloren – nicht nur für mich selbst, sondern für jede afghanische Frau, deren Stimme zum Schweigen gebracht wurde.

Während meines Studiums habe ich zwei Praktika im Bereich Menschenrechte, insbe-

sondere Frauenrechte, absolviert – eines in Osnabrück und eines in Berlin. Außerdem habe ich unter anderem über zwei Jahre ehrenamtlich für die Refugee Law Clinic in Osnabrück als Übersetzerin gearbeitet, das Osnabrücker Rathaus in ähnlicher Funktion unterstützt und beim Programm „Europa macht Schule“ mitgewirkt, bei dem ich meine Heimat vorgestellt habe. Im Jahr 2022 wurde ich mit dem DAAD-Preis für herausragende internationale Studierende für akademische Leistungen und gesellschaftliches Engagement an der Universität Osnabrück ausgezeichnet – einer der stolzesten Momente meines Studiums. 2023 habe ich meinen Masterabschluss in „Demokratische Regierung und Zivilgesellschaft“ gemacht. Nach dem Abschluss habe ich mich ehrenamtlich bei Exil an dem Projekt „SpürnO-Ses“ beteiligt und gleichzeitig weiter Deutsch gelernt, bis zum C1-Niveau. Trotz meines Masterabschlusses, meiner Kenntnisse in sechs Sprachen und meiner internationalen Erfahrung war es anfangs eine Herausforderung, eine Anstellung in Deutschland zu finden. Viele Arbeitgeber haben meine fehlende Berufserfahrung in Deutschland als Hürde genannt.

Im Jahr 2024 habe ich begonnen, in Berlin Vollzeit als Projektmanagerin in meinem Fachbereich zu arbeiten. In dieser Rolle arbeite ich eng mit Partnern in der Türkei, Tunesien und Aserbaidschan zusammen und leite Projekte in deutscher und englischer Sprache. Ich freue mich darauf, mein Wissen und meine Erfahrungen in die Gemeinschaft einzubringen. Osnabrück wird immer einen besonderen Platz in meinem Herzen haben – die Stadt hat mir die Grundlage, Möglichkeiten und den Halt gegeben, die ich gebraucht habe, um mein Leben neu aufzubauen.





Iryna

Ich bin Iryna. Ich bin Kinderpsychologin, Pädagogin – und habe über 20 Jahre im Bereich Kosmetik gearbeitet. Zwei scheinbar unterschiedliche Welten, doch für mich gehören sie zusammen: Denn das innere und äußere Wohlbefinden sind eng miteinander verbunden.

Ich komme aus Dnipro in der Ukraine. Mein Leben war dort fest aufgebaut – beruflich und privat. Doch mit dem Krieg änderte sich alles. Ich habe meine Heimat nicht freiwillig verlassen. Es war eine schmerzhaft, aber notwendige Entscheidung. Die Gefahr, die ständige

Unsicherheit – ich konnte nicht länger bleiben. Ich musste Schutz suchen.

Nach meiner Ankunft in Deutschland kam ein weiterer Schicksalsschlag: der Tod meiner Mutter. Diese Zeit war geprägt von Trauer und Stillstand. Ich habe mir damals gesagt: Ich gebe mir ein Jahr. Ein Jahr, um zu trauern, anzukommen, zu verstehen – und um einen Weg in ein neues Leben zu finden.

Heute, ein Jahr später, weiß ich, dass ich meinen Beruf wieder ausüben möchte. Als

Psychologin sehe ich mit klarem Blick, wie groß die seelische Belastung für viele Geflüchtete aus der Ukraine ist. Krieg, Flucht, Verlust, Angst, Orientierungslosigkeit – viele Menschen tragen all das in sich. Sie sprechen oft nicht darüber, sie funktionieren einfach weiter. Aber innerlich leiden sie – besonders Frauen und Kinder.

Ich möchte genau diesen Menschen helfen. Sie brauchen nicht nur Sprachkurse oder Arbeitsvermittlungen – sie brauchen emotionale Stabilität. Sie brauchen jemanden, der ihre Sprache spricht, ihre Kultur versteht, ihre Erfahrungen kennt. Und gleichzeitig weiß, wie das Leben in Deutschland funktioniert. Ich möchte eine Brücke sein. Eine Begleiterin in einer Zeit, die zutiefst erschütternd ist.

Für dieses Jahr habe ich mir konkrete Ziele gesetzt: Ich möchte meinen Integrationskurs (B1) erfolgreich abschließen. Mein Diplom anerkennen lassen. Ein Praktikum im psychologischen Bereich absolvieren. Und Schritt für Schritt wieder als Psychologin arbeiten. Denn ich weiß, dass ich hier in Osnabrück gebraucht werde.

Ich sehe in meiner Arbeit auch eine gesellschaftliche Aufgabe: Ich möchte Menschen helfen, innerlich wirklich anzukommen. Ich möchte besonders Frauen stärken, denn an ihnen hängt oft das emotionale Gleichgewicht der ganzen Familie.

Deutschland ist für mich nicht einfach ein Zufluchtsort, sondern auch eine neue Chance. Es gibt mir die Möglichkeit, nicht nur ein neues Leben für mich aufzubauen, sondern auch anderen dabei zu helfen, hoffnungsvoll zu werden und ihr Leben hier selbst zu gestalten.

Sohil

Für die Zukunft seiner Töchter

Afghanistan, Belarus, Dänemark – und nun Deutschland. Die Lebensgeschichte von Sohil liest sich wie eine Reise durch politische Krisen, Abschiebebescheide und Neuanfänge. Eine Reise, die geprägt ist von Flucht, Angst, aber auch von unerschütterlicher Hoffnung. Heute lebt Sohil mit seinen drei Töchtern in Belm, einem kleinen Ort in Niedersachsen. Es ist das erste Mal seit vielen Jahren, dass sich etwas wie Sicherheit anfühlt.

Sohil wurde in Afghanistan geboren und ist dort aufgewachsen. Seine Frau Natalia stammt aus Belarus, ihre Kinder wurden in Minsk geboren. Doch bleiben konnten sie dort nicht: Die belarussische Polizei hatte Sohils Geschäft im Visier, es wurde zu gefährlich. Eine Rückkehr nach Afghanistan war ebenso ausgeschlossen – Natalia hätte dort kein Aufenthaltsrecht gehabt. Die junge Familie machte sich auf die Suche nach einem sicheren Leben.

Ein erster Hoffnungsschimmer: Dänemark. Sechs Jahre lebten sie dort. Doch auch dort gab es keine langfristige Perspektive, keine Sicherheit. Als sie schließlich in Deutschland ankamen, war nichts entschieden – der Aufenthaltsstatus war unklar. Ein besonders belastender Moment war der Freitagabend in der Landesaufnahmebehörde in Bramsche-Hesepe: Die Abschiebung nach Dänemark stand unmittelbar bevor. Um 1 Uhr nachts – zehn Polizisten vor der Tür. Die Familie sollte getrennt abgeschoben werden. Zwei kleine Kinder wurden bereits ohne Sohil untergebracht. Panik. Verzweiflung.

Doch es kam anders. Pastor und Unterstützerin Rosa, die damals noch im Rathaus in Belm arbeitete, holten Sohil und seine Töchter ab. In der Bergkirche fanden sie Zuflucht. Kirchenasyl. Zwei Monate lang lebte die Familie im Gemeindehaus, unterstützt vom Verein Exil: Essen, Betten, Spiele für die Kinder – und immer Tee. Hier feierten sie 2018 den 9. Geburtstag der Tochter Ariana, zusammen mit der gesamten Exil-Gemeinschaft. Ein Moment der Wärme inmitten der Unsicherheit.

Das Kirchenasyl veränderte alles. Die Kirche meldete die Familie beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge – und ein neues Asylverfahren wurde eingeleitet. Im März 2019 fanden sie eine Wohnung in Belm. Doch die Herausforderungen hörten nicht auf: Sohil durfte lange Zeit nicht arbeiten, hatte keine Kurszusage, keine Jobmöglichkeit. Die Duldung wurde alle drei Monate verlängert – das Sozialamt wollte kein Geld zahlen. Und dann verließ die Ehefrau die Familie. Sohil war von nun an allein für seine drei Töchter verantwortlich.

Trotz allem: Die Kinder machen ihren Weg. Sie sprechen Dänisch, Russisch und Deutsch, besuchen Schule und Ausbildung. Eine Tochter wird Hotelfachfrau, schreibt gute Noten, malt mit Hingabe. Doch auch sie leben nur mit Ausbildungsduldung – ein sicherer Aufenthaltstitel fehlt. Pässe aus Belarus können sie nicht bekommen, denn dafür müsste man ins Land reisen – ein zu hohes Risiko.

Sohil selbst ist Analphabet – bislang. Doch er will lernen. Derzeit besucht er einen Alphabetisierungskurs bei „Eleganz“, danach möchte er eine Prüfung machen. Sein Traum: als Fahrer zu arbeiten, unabhängig zu sein. Sprache lernen, einen Beruf ausüben – das ist sein Ziel.

Unterstützung bekommt er weiter von Exil und der Kirche: Sommerlager, Ponyhofurlaube, Termine bei „Niedersachsen packt an“ – sie sind nicht allein.

„Ich bin nicht alleine, sondern es kümmern sich viele Menschen. Ich hoffe, dann wird alles gut“, sagt Sohil. Sein größter Wunsch: Dass seine Kinder deutsche Pässe bekommen – und

dass seine Freunde und Verwandten, die noch in Afghanistan leben, in Sicherheit sind.

Sohils Geschichte ist die eines Mannes, der nie aufgegeben hat – trotz aller Rückschläge. Und die einer Familie, die nach vielen Grenzen endlich angekommen ist. Vielleicht noch nicht ganz am Ziel, aber endlich auf einem Weg mit Perspektive.



... Sport wear . specially produced for the men
who looks for the best, is the result of a meticolour
reserch to follow and apply the novelty in mod
fashion and technology day to day

Luka

Mein Name ist Luka Akhvlediani, ich bin 32 Jahre alt und von Beruf Jurist. Mein Vater war Politiker, meine Mutter ist Musikpädagogin. Ich habe eine Ehefrau und drei Kinder. Schon von klein auf habe ich mich für Politik interessiert – wahrscheinlich deshalb, weil mein Vater selbst Politiker war. Ich habe viel über Politik gelesen, zugehört und war aktiv an politischen Prozessen beteiligt.

Ich glaube an Ideen, an Widerstand und daran, dass Menschen, die Probleme immer wieder offen ansprechen, irgendwann Gehör finden. Ich bin überzeugt, dass die Lösung nur im offenen Dialog über Probleme liegt. Deshalb war ich immer dort, wo es Proteste, Widerstand und den Kampf für Freiheit gab – etwas, das in meinem Land sehr schwierig ist.

Wenn man die jüngsten Entwicklungen in Georgien betrachtet, erkennt man schnell, dass die Regierung meines Landes die Handschrift des russischen Regimes fast eins zu eins wiederholt: Sie unterdrückt Stimmen mit Gewalt, verhaftet unschuldige Demonstranten, nimmt den Menschen die Hoffnung und erzeugt das Bild, dass ein Sieg über sie unmöglich sei.

Die Entscheidung, mein Land zu verlassen, war für mich sehr schwer, weil ich ein sehr aktives Leben führte. Ich war Politiker in der Partei Girchi, Moderator einer Fernsehsendung und hatte zusammen mit engen Freunden ein eigenes Unternehmen gegründet. Meine Frau arbeitete als Personalspezialistin in einer der größten Handelskettengruppen. Wir hatten ein gutes Einkommen, und alles, was wir über Jahre aufgebaut hatten, brachte endlich Früchte für unsere Familie. Es gab also keinerlei wirtschaftliche Notwendigkeit, das Land zu verlassen.

Warum bin ich also nach Deutschland gekommen?

Alles begann mit den neuesten Entwicklungen in Georgien. Zuerst war da das Gesetz gegen Nichtregierungsorganisationen, das zuvor schon einmal zurückgezogen worden war. Danach kam es zu sehr großen Protesten. Dieses Gesetz war inhaltlich identisch mit dem russischen Gesetz. Für uns war klar, dass es ein Instrument war, das Georgien von der Europäischen Union entfernen würde. Ich war auf allen Ebenen aktiv: über soziale Netzwerke, durch meine Teilnahme an Protesten, durch die Organisation lokaler Gruppen. Daraufhin erhielt ich zahlreiche Drohungen: Nachrichten, in denen mir Prügel oder Schlimmeres angedroht wurde, Anrufe mit Beleidigungen, Vorwürfe, ich sei Unterstützer von Homosexuellen. Ich erhielt täglich unzählige Anrufe mit immer demselben Inhalt. Es war unerträglich, und schließlich musste ich meine Telefonnummer wechseln.

Diese Vorgehensweise war mir nicht neu – ich hatte schon früher Drohungen erhalten. Mir war bewusst, in welchem Kampf ich stand, und ich wusste auch um die Risiken. Doch diesmal überschritt die Regierung alle Grenzen, indem sie begann, auch meine Familie direkt zu bedrohen. Das war der entscheidende Punkt, warum ich das Land verlassen musste. Meiner schwangeren Frau wurde telefonisch angedroht, sie werde ihr Kind verlieren. Man sagte

ihr, unsere Kinder könnten in Georgien nicht mit uns leben, es werde für uns die Hölle sein, Kinder dort großzuziehen. Diese Drohungen führten bei meiner Frau zu verstärkter Angst, Stress, Panikattacken, Schlafproblemen und sogar zu einem Risiko für eine Frühgeburt. Früher habe ich oft Menschen kritisiert, die in dieser Situation den Rückzug antraten und das Land verließen. Aber ich selbst hatte am Ende keine andere Wahl. Ich wusste nicht, was noch hätte passieren können. Ich entschied mich dafür, meine Familie in Sicherheit zu bringen. Ob es richtig war? Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass es meiner Familie jetzt mental deutlich besser geht. Meine Kinder gehen zur Schule, treiben Sport und haben eine unbeschwernte Kindheit.

Natürlich war die Ankunft in Deutschland nicht leicht. Die Verfahren, die ich durchlaufen musste, waren kompliziert. Besonders schwierig ist es, wenn die Person, die dich im Interview anhört, keinerlei Kenntnisse über dein Land oder die politische Situation dort hat, aber über dein Schicksal entscheiden soll. Die erste Frage, die mir im Interview gestellt wurde, lautete: „Die Partei Girchi hat nur ein Prozent Unterstützung und ist nicht im Parlament vertreten. Hatten Sie dort überhaupt eine Position?“ Ich erklärte, dass dies falsch sei, dass unsere Partei bei den letzten Wahlen über drei Prozent erzielt hatte, dass wir vier Abgeordnete im Parlament hatten und Teil einer Koalition waren, in der die stärkste Oppositionspartei vertreten war. Doch der Interviewer wollte das nicht hören und sagte mir, er habe diese Frage nicht gestellt, um eine

Debatte zu führen. Ebenso fehlte ihm das Verständnis dafür, dass es in Georgien sinnlos ist, zur Polizei zu gehen, wenn man bedroht wird. Am Ende kann es passieren, dass man selbst verhaftet wird – und solche Fälle gibt es viele. Wer diesen Kontext nicht kennt, sollte eigentlich auch nicht das Recht haben, über Asylanträge zu entscheiden. Doch genau dieser Kontext fehlte dem Interviewer. Nach wenigen Tagen erhielt ich eine automatische Ablehnung mit der Standardformulierung, dass Georgien ein sicheres Herkunftsland sei und man sich in solchen Fällen an die Polizei wenden könne. Das ist eine Lüge, und ich könnte mein Leben lang das Gegenteil beweisen.

Besonders schockierend war auch, dass ich Beweise vorgelegt hatte – Screenshots von Drohungen und Anrufen – doch in der Entscheidung hieß es, dies könne nicht als direkte Bedrohung gewertet werden. Muss also erst jemand verhaftet oder verletzt werden, damit eine Drohung „direkt“ ist? Im digitalen Zeitalter ist so eine Argumentation einfach absurd. Sehr schwer war auch das Leben hier mit dieser Entscheidung. Wir haben ein wirklich höllisches Jahr durchlebt. Zu den alten Ängsten kam eine neue hinzu – die Angst vor der Abschiebung. Wir mussten sehr viel durchmachen, und ich muss bis heute viel tun, um dieses Land davon zu überzeugen, dass ich einfach nur ein sicheres Leben für meine Kinder und meine Familie will.

Ich kam ohne Deutschkenntnisse an, und nach sechs Monaten war ich bereit für die B1-Prüfung. Das war nur durch harte Arbeit mög-



lich. Meine Frau und ich haben durch Stress, Sorgen und Angst jeweils mehr als zehn Kilogramm Gewicht verloren. Meine Frau bereitet sich gerade auf die B1-Prüfung vor, ich selbst lerne inzwischen B2 und suche parallel Arbeit. Wir wollen zeigen, dass wir uns wirklich bemühen und dass wir Deutschland das zurückgeben werden, was dieses Land trotz allem für uns getan hat. Unsere Kinder haben bereits Freunde gefunden und gehen zur Schule. Mein ältester Sohn Sandro lernt sehr gut – er hat innerhalb von fünf Monaten ein ganzes Schuljahr aufgeholt, und darauf bin ich sehr stolz. Meine Frau hat ihr Diplom anerkennen lassen und versucht ebenfalls, in ihrem Beruf Fuß zu fassen. Das ist alles andere als einfach. Von außen sieht es oft leicht aus, aber in Wahrheit ist es ein sehr, sehr schwieriger Prozess.

Eine gute Erfahrung ist, dass ich einige Deutsche kennengelernt habe, die mir beim Ankommen sehr geholfen haben. Ich habe ein gutes Verhältnis zu meinen Nachbarn, und mir gefällt die Umgebung, in der ich jetzt lebe. Ebenso positiv war, dass es im Gericht Menschen gab, die meine Geschichte ernst nahmen und die Abschiebung meines Sohnes Niko stoppten, bis mein Verfahren geprüft und entschieden ist. Oft habe ich auch Empathie von verschiedenen Menschen gespürt – einer davon bist auch du, Luca, und das schätze ich sehr. Außerdem hat uns Caritas sehr geholfen, besonders Irina und Alexandra, denen

ich großen Dank schulde. Was die schlechten Erfahrungen betrifft, so wünsche ich mir, dass BAMF-Interviewende mit mehr Aufmerksamkeit zuhören würden. Das Schicksal eines Menschen darf nicht so blind entschieden werden. Zudem gibt es spürbar politischen Druck von rechts, was unsere Angst vor einer Abschiebung noch verstärkt.

Ich habe in diesem Land viele gute, aber auch viele schlechte Dinge erlebt. Trotzdem bin ich sehr dankbar für das, was Deutschland für uns getan hat. Ich glaube, dass wir manches nicht verdient hatten, aber das Leben geht weiter. Wir werden BAMF davon überzeugen, dass ihre Entscheidung ungerecht war. Wir werden viel lernen, unseren Kindern eine gute Bildung ermöglichen und unser Bestes tun, nach vorne zu schauen. Meinem Heimatland wünsche ich, dass es bald Freiheit erreicht, sich aus den Klauen Russlands befreit und den Menschen die Hoffnung zurückgibt – die Hoffnung, dass alles gut wird. Ich wünsche mir, dass die Gerechtigkeit zurückkehrt. Leider denke ich, dass dies viele Jahre dauern wird, aber ich behalte die Hoffnung, dass es bald geschieht. Ich möchte mein Land als Mitglied der Europäischen Union sehen. Ich wünsche mir, dass die Menschenrechte respektiert werden und dass niemand wegen seines Aussehens, seiner politischen Überzeugung oder seiner Herkunft verfolgt wird. Das sind meine einfachen Wünsche.





Ulyana

Ulyana flieht im März 2022 aus der Ukraine. Sie sagt: „Die Deutschen müssen verstehen, dass wir alle nicht freiwillig hier sind, dass wir alle fliehen mussten und keine andere Wahl hatten. Ich würde sehr gerne in einer friedlichen Ukraine leben, in der kein Krieg herrscht. Ich habe alles verloren und musste ganz neu anfangen. Das macht niemand freiwillig.“ Es ist nicht das erste Mal, dass sie in Deutschland lebt – schon früher hat sie in Bonn studiert, kennt also das Land, die Sprache und das Leben hier. Als die Angriffe beginnen, wird ihr schnell klar, dass sie in der Ukraine nicht bleiben kann, dass sie die ständige Gefahr nicht aushält. Gemeinsam mit ihrem Sohn flieht sie zunächst in den Westen des Landes, doch als auch dort die Raketen fallen, setzen sie ihre Flucht nach Polen fort. Wie so viele glaubt sie, dass der Krieg nur wenige Wochen dauern wird, vielleicht bis Mai, und dass sie bald wieder nach Hause zurückkehren kann. Doch als kein Ende in Sicht ist, zieht sie weiter – zu einer Freundin nach Osnabrück. In Deutschland lebt sie seit Ende April 2022. Das Land kennt sie bereits ein wenig aus ihrer Studienzeit, sie versteht die Sprache, das System, und hofft, hier zumindest für eine Weile ein neues Zuhause zu finden.

Heute sagt sie, dass sie dieses Zuhause tatsächlich gefunden hat. „Wie man auf Deutsch sagt: klein, aber fein“, erzählt sie lachend. Osnabrück sei lebendig genug, dass man immer etwas tun könne, aber klein genug, um sich schnell zurechtzufinden und eine gemütliche Atmosphäre zu spüren. Besonders freut sie

sich über die aktive ukrainische Community in der Stadt, die gut vernetzt ist und ein breites Angebot bietet – von religiösen Treffen über kulturelle Veranstaltungen bis zu Sprachgruppen. Auch Ulyana selbst trägt etwas dazu bei. Sie gründet einen Frauenclub, in dem sich inzwischen mehr als 300 Ukrainerinnen austauschen – über Formulare, Kinderbetreuung, Jobmöglichkeiten oder ganz Alltägliches wie die Suche nach einem Ersatzgerät für die defekte Waschmaschine. Regelmäßig treffen sich die Frauen zudem zu einem Sprachcafé, um ihr Deutsch zu verbessern – gemeinsam mit Muttersprachlerinnen, die korrigieren und unterstützen.

„Sprache ist der Schlüssel zur Integration“, sagt Ulyana. „Aber nicht jede Frau hat die Möglichkeit, einen Sprachkurs zu besuchen, das kann es doch nicht sein! Sie könnten sich integrieren, die Sprache lernen, dann einen Job ergreifen – wir wollen ja gar nicht zuhause sitzen!“ Besonders viele Ukrainerinnen in Osnabrück seien alleinerziehend, oft ohne familiäre Unterstützung, und deshalb gezwungen, zu Hause zu bleiben. Mit ihrem Sprachcafé will Ulyana ihnen genau dort helfen – beim Ankommen, beim Lernen, beim Dazugehören. Ihr selbst hat der Start in Deutschland leichter gefallen, weil sie bereits gut Deutsch sprach. Sie arbeitet im Marketing, hat ein tolles Team, und kann ihre Erfahrungen und Fähigkeiten gut einbringen. Ihr Sohn, der kein Wort Deutsch sprach, als sie ankamen, besucht mittlerweile die achte Klasse eines Gymnasi-

ums – „und spricht inzwischen besser als ich“, sagt sie stolz. Auch er hat sich eingelebt, obwohl er anfangs die Großeltern und die Heimat vermisste. Nach der Schule telefoniert er fast täglich per Zoom mit seiner Oma, um mit ihr Ukrainisch zu sprechen – so bleibt auch die Sprache Teil seines Lebens.

Auf die Frage, ob sie in Deutschland bleiben möchte, antwortet Ulyana nachdenklich: „Das ist eine große Frage, die ich gar nicht wirklich beantworten kann. Wir haben am Anfang alle gedacht: nächste Woche ist wieder Frieden. Aber so langsam verlieren wir den Glauben daran. Und je länger wir hierbleiben, desto mehr haben wir uns hier ein Leben aufgebaut. In der Ukraine haben wir nichts mehr.“ Sie verfolgt die Nachrichten aus der Heimat genau und war seit ihrer Flucht einmal wieder dort. Der Besuch war schwer – die ständigen Luftalarmließen sie sich ununterbrochen unsicher fühlen. Je länger der Krieg dauert, desto kleiner wird ihre Hoffnung, und doch sagt sie: „Wir als Ukrainer kennen das. Wenn man sich die Geschichte des Landes anschaut, gab es immer wieder schwere Zeiten. Diese ist mit Abstand die schlimmste, aber unsere Geschichte und Erfahrungen lassen uns die Hoffnung nicht verlieren, dass wir auch das überleben können.“

Ulyana lässt sich nicht unterkriegen. Sie schreibt regelmäßig für ein ukrainisches Onlineportal über das Leben und die Herausforderungen ukrainischer Geflüchteter in

Deutschland. Sie sagt: „Ich bin sehr dankbar, wie offen wir hier aufgenommen wurden. Viele meiner Freunde leben verstreut in ganz Europa oder in Amerika, aber Deutschland hat uns sehr nett aufgenommen.“ Dann lacht sie und fügt mit einem Zwinkern hinzu: „Wir sind wahrscheinlich inzwischen besser darin, Formulare auszufüllen, als Deutsche.“



Ahmad

Zwischen Bühne und Neubeginn

Als Ahmad vor zehn Jahren auf einer Demonstration sprach, war es ein kalter Tag. Seine Hände hätten gezittert, erzählt er, vor Kälte und vor Aufregung. Die Rede, die er damals hielt, trug den Titel „Bleib doch Mensch“. Wenn er sie heute wieder liest, sei er gerührt. Damals sei er voller Hoffnung gewesen, sagt er, und er würde sie genauso noch einmal halten. Hoffnung – dieses Wort begleitet ihn bis heute. Wo wären wir ohne sie, fragt er sich, und lächelt dabei schmal.

2017 floh Ahmad aus Syrien – über die Türkei, Griechenland und den Balkan, so wie viele in den ersten Jahren, als die Grenzen noch offen waren und Europa das Leid der Menschen aus Syrien noch als das erkannte, was es war: ein Grund zur Flucht. Er war in Damaskus politisch aktiv, hatte für Demokratie demonstriert, war dafür inhaftiert – achtzehn Monate lang. Früh habe er gelernt, dass Schweigen nichts ändern, aber dass das Sprechen teuer werden könne.

Als er in Deutschland ankam, konnte er nur wenige Worte Deutsch. Klaus, ein Ehrenamtlicher beim Verein Exil, half ihm, seine Rede für die Demonstration zu üben. Ahmad hatte in Damaskus Schauspiel studiert, war dort im Fernsehen und auf der Bühne aufgetreten. Vielleicht habe ihm das geholfen, sagt er, obwohl er damals kaum Deutsch sprach. Doch auf jener Bühne sei er nicht der Schauspieler gewesen, sondern ein Mensch, der alles verloren hatte – und trotzdem glaubte, dass Veränderung möglich ist.

Die ersten Jahre in Deutschland beschreibt Ahmad als offen und von Hilfsbereitschaft geprägt. Er habe das Gefühl gehabt, willkommen zu sein, und wollte etwas zurückgeben. Deshalb begann er sofort, die Sprache zu lernen – als Zeichen, den Menschen entgegenzukommen. Er bekam Unterstützung, fand Freunde, kleine Engagements im Theater. Eine Zeit lang habe es viele Projekte gegeben, die internationale Ensembles suchten und neue Perspektiven eröffneten. Mit den Jahren sei das weniger geworden, erzählt er. „Viele Schauspielprojekte sind aber eher in den größeren Städten.“

Mit seiner Familie ist Ahmad aber inzwischen in der Region Osnabrück zuhause. Über seine Heimat Syrien spricht Ahmad vorsichtig. Das Assad-Regime ist gefallen, Hoffnung keimt auf, doch er bleibt skeptisch. Er wünsche sich ein Syrien, das auf Gesetzen statt auf Religion beruhe, ein demokratisches Land, das Menschenrechte achtet. Immer wieder überlege er, mit anderen Exil-Syrern eine Bewegung für die Zukunft des Landes zu gründen. Politisches Engagement liegt ihm im Blut – schon einmal habe ihn das ins Gefängnis gebracht, aber schweigen könne er trotzdem nicht.

Zurück nach Syrien will Ahmad nicht. Damaskus, sagt er, sei seine Vergangenheit. Seine Gegenwart und Zukunft lägen hier, in Deutschland, wo seine Kinder aufwachsen. Trotzdem bleibt die Sehnsucht: der Geruch von Jasmin im Sommer, die Wärme, die Erinnerung an seine Stadt. Wenn er davon spricht, schließt er die Augen, als wäre er für einen Moment wieder dort.

Eines Tages will er seinen Kindern das Land zeigen, aus dem er kommt – wenn sie älter sind und wenn es sicher ist. Eine Zukunft ohne

Waffen, sagt er, sei die einzige Chance auf Frieden.

Auch in Deutschland wünscht er sich mehr Geduld und Verständnis. Viele hätten zu Beginn offen und hilfsbereit reagiert, doch wirklich anzukommen brauche Jahre. Oft erwarte man, dass Geflüchtete sofort Deutsch sprächen, arbeiteten, funktionierten. Dabei seien viele noch immer im Überlebensmodus – gezeichnet von Krieg, Haft und Angst. Er selbst habe jahrelang kaum geschlafen, sich kaum konzentrieren können. Erst als seine Mutter nachkommen durfte, habe er wieder Ruhe gefunden.

Ganz zur Ruhe kommt er aber auch jetzt nicht. Viele seiner Freunde aus Syrien leben inzwischen in Berlin, niemand von ihnen ist geblieben. Manchmal besucht er sie, spricht Arabisch, spürt die Energie der Stadt. Aber sein

Zuhause ist bei seiner Familie, im Landkreis Osnabrück.

Für den Moment fühlt sich Ahmad hier angekommen. Doch ankommen, sagt er, heiße nicht stehenzubleiben. Es heiße, sich weiterzubewegen – aber nicht mehr nur getrieben von Angst.

Zum Abschluss sagt er: „Ich bin immer voller Hoffnung, aber ich habe auch viele Sorgen wegen der jetzigen angewachsenen oder zunehmenden Richtung von vielen für die AFD oder allgemein für die rechtsextreme Seite gegen die Migranten. Und ich hoffe, dass es nicht mehr zunimmt. Ich möchte, dass meine Kinder eine sichere und gute Zukunft in Deutschland bekommen, und nicht, dass sie bald in die Zukunft in Deutschland enttäuscht werden und sich unwohl fühlen.“

Madina

Madina war gerade 19 Jahre alt, als sich ihr Leben schlagartig veränderte. Geboren 2002 in Afghanistan, aufgewachsen in einer gebildeten und politisch aktiven Familie, war sie es gewohnt, dass Frauen eine Stimme haben – ihre Mutter saß im regionalen Parlament, war bekannt in der Öffentlichkeit, hatte einen angesehenen Beruf. Doch mit der Machtübernahme der Taliban im Jahr 2021 änderte sich alles. Die Familie musste fliehen – und wurde dabei auseinandergerissen.

Am Flughafen wurde Madina von ihrer Mutter und Schwester getrennt. Diese konnten zuerst ausreisen, sie selbst kam erst zwei Tage später hinterher. Doch es sollte ganze vier Monate dauern, bis sie sich wiedersahen. „Es war eine Katastrophe“, sagt Madina über diese Zeit. Während ihre Mutter und Schwester in Friedland ankamen, wurde Madina mit anderen Angehörigen in ein Lager in Nordrhein-Westfalen gebracht. Die Trennung war traumatisch.

Vier Monate später durfte auch sie nach Friedland – endlich wieder vereint mit Mutter und Schwester. Dort begann für Madina der nächste Abschnitt: das Ankommen. Im Frauenzentrum lernte sie erste Wörter auf Deutsch, zusammen mit einer Betreuerin – bis zum Niveau A2. Später ging es weiter nach Hannover, in eine Unterkunft des Deutschen Roten Kreuzes. Dort lebt sie heute mit ihrer Mutter und zwei älteren Schwestern (25 und 21) auf engem Raum – fünf Personen teilen sich fünf kleine Zimmer.

Der Anfang in Hannover war schwer. Madina kannte niemanden, es gab zunächst keine Unterstützung für einen Sprachkurs, sie musste alles selbst organisieren. „Ich musste mir alles alleine zusammensuchen“, erinnert sie sich. Inzwischen hat sie das C1-Niveau abgeschlos-

sen, spricht fließend Deutsch. Und nicht nur das – sie ist zielstrebig, ehrgeizig, voller Pläne. Aktuell macht sie eine Ausbildung zur Pflegekraft, später möchte sie in Hannover Informatik studieren.

Madinas ältere Schwestern haben ebenfalls klare Ziele: Die eine will eine Ausbildung beginnen, die andere ihr Medizinstudium wieder aufnehmen, das sie bereits in Afghanistan begonnen hatte. Gemeinsam helfen die Kinder auch den Eltern beim Spracherwerb – denn für die Mutter und den Vater ist das Lernen schwerer. Oft unterrichten die Kinder ihre Eltern zusätzlich zu den offiziellen Kursen.

Die Angst und der Stress der Flucht haben Spuren hinterlassen – vor allem bei der Mutter. Sie ist schwer krank, geplagt von der Sorge vor den Taliban. Für Madina ist klar: Eine Rückkehr nach Afghanistan ist ausgeschlossen. „Solange die Taliban an der Macht sind, ist ein Leben dort für Frauen unmöglich.“ Mädchen dürfen nur bis zur sechsten Klasse zur Schule gehen, dann sollen sie heiraten. Ein Gedanke, der Madina traurig macht. In Deutschland erlebt sie eine andere Welt: eine Gesellschaft, in der Frauen gleiche Rechte haben. Diese Freiheit bedeutet ihr viel.

Trotz aller Schwierigkeiten fühlt sich die Familie in Deutschland willkommen – besonders von anderen Afghan*innen in der Unterkunft, aber auch durch die Unterstützung von Jobcenter, Aufnahmezentren und engagierten Sozialarbeitern. Dabei, so betont Madina, gehe es nicht nur um finanzielle Hilfe, sondern vor allem um Mut, Rückhalt und Perspektiven.

Ihr größter Wunsch? Dass alle Menschen, für die Afghanistan kein sicherer Ort mehr ist, in Frieden und Freiheit leben dürfen. Und dass sie und ihre Familie an einem Ort gemeinsam eine gute Zukunft aufbauen können – voller Chancen, in Sicherheit, vereint.

Tamer

Zwischen Mut und Verzweiflung

Tamer kann nicht schweigen, wenn er Unrecht sieht. Denn Gerechtigkeit ist für ihn keine abstrakte Idee, sondern eine Haltung. Wenn andere wegsehen, will er handeln. Aber dieses Bedürfnis, das Richtige zu tun, hat ihn in seinem Leben oft in Bedrängnis gebracht.

Er ist wütend auf die Politik in seinem Land. Opposition und Regierung bekämpfen sich, doch in seinen Augen unterscheiden sie sich kaum voneinander. Beide, sagt er, schieben das Geld von einer Seite zur anderen, ohne dass es jemals bei den Menschen ankommt. Der Sudan könnte ein reiches Land sein – aber die Menschen bleiben arm.

Ein Einschnitt, der seine Perspektive auf das Land nochmal verändert hat, war 2008, dem – wie er sagt – schlimmsten Jahr seines Lebens. In diesem Jahr verlor Tamer seinen besten Freund, der für ihn wie ein Bruder war. Beide gerieten zufällig und aus dem Nichts in eine Schießerei. Sein Freund war sofort tot, Tamer wurde schwer am Fuß verletzt. Er sagt, ab da habe sein Leben aufgehört. Es gab keinen Grund mehr, weiterzuleben. Er zeigte das Verbrechen nicht an. Zu groß war die Angst, sich selbst in Gefahr zu bringen und gleichzeitig zu gering sein Vertrauen in Polizei und Justiz.

Mit Hilfe seines Bruders beendete Tamer dennoch die Schule, und auch nur weil dieser ihn jeden Tag dazu drängte. Nach der Schule zog er dann aber ziellos durchs Land, arbeitete

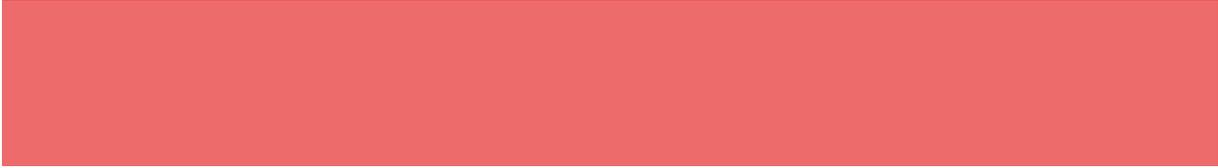
überall, wo es möglich war – auf Feldern, Baustellen, als Hilfsarbeiter. Zuhause konnte er nicht bleiben, dort war es längst zu gefährlich. Sein Bruder kam in Haft, und die Familie musste ihre Farm aufgeben. Marodierende Gruppen zogen durch das Land, raubten und zerstörten ganze Dörfer. Und auch hier: Niemand rechnete mehr damit, dass Polizei und Justiz für Gerechtigkeit sorgen.

In dieser Zeit begann Tamer, sich öffentlich zu äußern. Auf Facebook schrieb er über Ungerechtigkeit, kritisierte die Regierung, forderte Veränderung und macht sich damit Feinde. Dadurch wurde es gefährlich, im Sudan zu bleiben – nicht nur für ihn, sondern auch für seine Familie. Der einzige Ausweg bleibt die Flucht.

Er floh nach Ägypten, in der Hoffnung, dort Sicherheit und Arbeit zu finden. Doch auch dort erlebte er Gewalt und Übergriffe. Schließlich blieb ihm nur noch der Weg nach Europa. Er besteigt ein Boot nach Italien. Über die Überfahrt spricht er kaum. Erst als er in Italien ankommt, erzählt er wieder. Er erinnert sich an die unerwartete Freundlichkeit der Menschen dort: Fremde, die ihm etwas zu essen oder Kleidung schenkten, ohne eine Gegenleistung zu erwarten. Er war abgemagert, erschöpft, schmutzig, wog kaum sechzig Kilo und hatte seit Wochen nicht richtig geschlafen. Ein anderer Sudanese bot ihm sein Handy an, damit er seine Familie anrufen konnte. Zwei Monate lang hatten sie nichts von ihm gehört.

Doch Italien war für Tamer nur eine Zwischenstation. Er kannte niemanden, hatte keine Anlaufstelle. Von Großbritannien hatte er ge-





hört, dass Geflüchtete dort vielleicht einen sicheren Aufenthalt bekommen. Also machte er sich auf den Weg durch Italien nach Calais. Dort versuchte er, die Grenze nach England zu überqueren. Gemeinsam mit einem Freund schmiedete er einen Plan. Doch sie wurden entdeckt – wegen einer Zigarette. Tamer kann lachen, wenn er heute davon erzählt. Ein Grenzbeamter ließ seine Zigarette fallen, und als Tamer sich bückte, um sie aufzuheben, wurde er gesehen und festgenommen. Die Zigarette durfte er behalten, aber die Überfahrt nach England war erstmal Geschichte.

Er blieb aber nicht in Calais. Tamer wollte weiter, irgendwohin, wo er endlich ankommen konnte. Ohne Geld, ohne Hoffnung, allein auf sich gestellt, traf er eine Entscheidung, die man kaum begreifen kann: Er legte sich unter einen Lastwagen, eingezwängt zwischen Reifen und Handbremse, um als blinder Passagier nach Europa hineinzufahren. Als man ihn später fragt, ob er keine Angst gehabt habe, antwortet er ruhig: Seit der Überfahrt über das Mittelmeer habe er nichts mehr zu verlieren gehabt. Angst, sagt er, war da längst kein Thema mehr. „Ich hatte nichts mehr – weder Besitz noch Sicherheit. Also war es mir egal, ob ich lebe oder sterbe.“

Über Umwege gelangt er nach Deutschland und schließlich kommt er in Osnabrück an. Als Sudanese hat er im Asylverfahren nur wenig Chancen, doch das hält ihn nicht davon ab, in Osnabrück Fuß zu fassen. Er lernt die Sprache, findet Freunde, engagiert sich ehrenamtlich

und findet schließlich sogar eine Ausbildungsstelle als Kfz-Mechatroniker.

Das alles beeindruckt die Ausländerbehörde aber nicht und er erhält nur eine Ausbildungsduldung, die er regelmäßig verlängern muss. In der Botschaft in Berlin – ein unmögliches Unterfangen. Als „erzieherische Maßnahme“ entzieht die Ausländerbehörde ihm schließlich die Erlaubnis, seine Ausbildung zu beenden. Eine Entscheidung, die nicht nur ihn, sondern auch seinen Chef entsetzt zurücklässt. Schließlich braucht es ein Gerichtsurteil, um die Entscheidung der Ausländerbehörde zu revidieren. Die Erleichterung ist riesig: Tamer kann seine Ausbildung beenden.

Doch ein Happy End ist auch das nur eingeschränkt: Tamer muss bei der Arbeit viel Rassismus ertragen, muss immer härter arbeiten als die Kollegen, damit es ausreicht, sieht sich falschen Anschuldigungen ausgesetzt. Weil er auch das nicht hinnehmen will, wechselt er den Job und versucht sein Glück in einem neuen Team. Doch die Anfeindungen hören nicht auf. „Deswegen bin ich am liebsten für mich, auf dem Land, in der Natur. Ohne viele Menschen, einfach in Ruhe“ sagt er. Doch neben dem Bedürfnis nach Ruhe gibt es auch immer noch den großen Gerechtigkeitssinn. Er spricht sich öffentlich aus für mehr Toleranz und Verständnis für geflüchtete Menschen in der Osnabrücker Gesellschaft und engagiert sich weiterhin politisch. Ganz ohne Hoffnung ist er nämlich doch noch nicht, stellt er fest, als er das sagt.

Gholam

Zwischen Angst und Anstand

Wenn Gholam spricht, ist seine Stimme leise. Man merkt, wie er um Worte ringt, manchmal stockt, als müsse er Atem holen zwischen den Erinnerungen. Er erzählt, dass er in Afghanistan ein gutes Leben geführt habe, das er nicht habe aufgeben wollen. Er stammt aus einem kleinen Dorf, in dem seine Eltern noch heute leben. Sein Bruder war Offizier bei der NATO, er selbst arbeitete in der Logistik – ein geordnetes, stabiles Leben. Doch die Lage im Land habe sich zunehmend verschlechtert, und er habe gespürt, wie die Gefahr näher rückte. Schließlich sei eine Bombe in seiner Nähe explodiert, dabei habe er einen Finger verloren. Das körperliche Leid, sagt er, sei aber nicht das Schlimmste gewesen. Viel schwerer wögen die Bilder von Gewalt, die er gesehen habe, die Momente, in denen anderen etwas zugestoßen sei und er nicht habe helfen können. Diese Erinnerungen ließen ihn bis heute nicht los.

Als er eines Tages mit seinem Bruder die Eltern besuchen wollte, sei die Straße gesperrt gewesen, bewaffnete Männer hätten alles kontrolliert. Der Bruder habe sofort beschlossen zu fliehen und sei in den Iran gegangen; Gholam sei ihm fünfzehn Tage später gefolgt, weil es keine Möglichkeit mehr gegeben habe, zu bleiben. Zum ersten Mal in seinem Leben habe er das Land verlassen. Die Familie habe ihr Haus verkauft, um die Flucht zu bezahlen. Von dort habe ihn der Weg weiter in die Türkei und schließlich nach Europa geführt – eine Reise, die er als Hölle beschreibt: fünfzehn Menschen in einem Auto, sechzehn Stunden Fahrt ohne Luft, ohne Essen, er selbst im

Kofferraum, überzeugt davon, dass er sterben würde. In den Bergen habe er Menschen gesehen, die den Weg nicht überlebt hätten, und die Angst sei sein ständiger Begleiter gewesen.

In Osnabrück habe er dann von vorn beginnen müssen, ohne jede Vorstellung von dem Land, in das er gekommen war. In Afghanistan habe es kein Internet gegeben, keine Informationen – er sei einfach hier gewesen und habe Angst gehabt. Bei der Anhörung habe er vieles verschwiegen, aus Scham und Unsicherheit, weil er nicht gewusst habe, was wichtig sei, und weil er das Gefühl gehabt habe, niemand könne wirklich verstehen, was er erlebt habe. Sein Asylantrag wurde abgelehnt, er erhielt eine Duldung – erst für ein Jahr, später nur noch für drei Monate, immer wieder. Dieses Warten, diese Ungewissheit, habe ihn zermürbt.

Trotzdem habe er weitergemacht. Er begann eine Ausbildung zum Pflegeassistenten, arbeitete im Paulusheim und im Bischof-Lilje-Heim. Die Arbeit habe ihm Halt gegeben. Besonders die älteren Menschen hätten ihn verstanden, viele von ihnen hätten selbst Krieg erlebt und wüssten, was Angst und Verlust bedeuten. Doch es habe auch andere gegeben, die ihn ablehnten, die nicht von einem Ausländer berührt werden wollten. Gholam verstehe das bis heute nicht – er sei so lange hier, spreche Deutsch, arbeite, zahle Steuern, und trotzdem bleibe er für manche „der Ausländer“. Gleichzeitig betont er, dass es viele gute Menschen gebe, ohne die er nicht mehr hier wäre.

Eine dieser Menschen sei Renate von der Flüchtlingshilfe Rosenplatz gewesen. Sie hat ihn besucht, als er kaum noch geschlafen hat, gefangen in den Alpträumen der Erinnerungen. Sie hat ihn ermutigt, wieder nach draußen zu



gehen, geholfen, Deutsch zu lernen, zur Schule zu gehen, den Hauptschulabschluss zu machen. An der BBS Marienheim, erzählt er, habe er Lehrer getroffen, die sich sehr engagiert für ihn eingesetzt hätten – einer sei sogar zu ihm nach Hause gekommen, um bei Formularen zu helfen. Als die Schule schließlich organisiert

habe, dass er ein Bett und einen Schreibtisch bekam, war er überwältigt. Noch Jahre später tritt ihm die Rührung darüber in die Augen.

Als er seine Zeugnisse in Händen hielt – Hauptschule, Pflegehelfer, Pflegeassistent – glaubte Gholam, jetzt werde alles gut. Doch bei der

Ausländerbehörde gab es wieder nur eine Duldung, wieder für drei Monate, wieder mit der gleichen Angst und Ungewissheit. „Ich habe mir doch nur gewünscht, dazuzugehören, doch als Afghane ist das unglaublich schwer. Die Verfahren dauern länger, die Hürden sind höher, wir stehen immer ganz hinten an.“

Trotz allem hilft Gholam anderen – als Dolmetscher, ehrenamtlich, oft im Urlaub, weil er weiß, wie schlimm es sei, wenn niemand einen versteht. Über Afghanistan spricht er mit Bitterkeit und Trauer zugleich. Die Taliban, sagt er, haben das Land zerstört, Kultur vernichtet, Menschen verschleppt und getötet, während sie im Fernsehen behaupteten, alles sei gut. Für ihn sei ihre Machtübernahme das Schlimmste, was seinem Land passieren konnte.

Gholam ist überzeugt, dass viele Menschen in Deutschland nicht wirklich verstehen, was Krieg bedeutet – dieses Gefühl, dass jeder Tag der letzte sein könnte, dass Menschen einfach verschwinden. Nur manche, vor allem die alten Leute im Heim, haben eine Ahnung davon, weil sie selbst Krieg erlebt hätten. Sie wissen, was Frieden wert ist – so wie er. Dieses Verständnis, die Nachsicht für Menschen, die Krieg erleben mussten, wünscht er sich mehr von den Menschen hier.

Fast zehn Jahre lebt Gholam nun in Deutschland. Die Angst ist zwar noch immer da, vor allem um die in Afghanistan gebliebene Familie, aber inzwischen kommt etwas Anderes hinzu: Hoffnung und Mut. Er weiß, dass er viel verloren hat, doch er will trotzdem helfen, will Mensch bleiben. Vielleicht, sagt er, ist das das Einzige, was ihm geblieben sei – und zugleich das Wichtigste.

Mariia

Als Mariia am 16. März 2022 mit ihren zwei Kindern und der Tochter ihres Bruders die Ukraine verließ, war es kein dramatischer, aber ein schwerer Aufbruch. Die Front war nah, der Krieg nicht zu übersehen. Fünf Tage dauerte ihre Flucht: erst nach Polen, dann Hamburg, schließlich Osnabrück. Dort fanden sie zunächst bei Verwandten Unterkunft. Eineinhalb Monate lebten sie bei einer Frau mit zwei Kindern, die ihnen mit viel Offenheit begegnete. Obwohl sie sich ohne geteilte Sprache kaum verstehen konnten, verständigten sie sich mit Gesten und viel Improvisation. Mariia erinnert sich an diese Zeit wie an ein Zuhause auf Zeit.

Doch das Ankommen in der Fremde war mehr als nur ein Dach über dem Kopf. Es bedeutete auch Verantwortung: Die 17-jährige Nichte, ohne Eltern in Deutschland, brauchte eine rechtliche Vertretung. Mariia übernahm die Vormundschaft. Unterstützung fand sie in Nadine, der Frau, bei der sie untergekommen war. Sie organisierte rechtliche Beratung und half, das neue Leben zu strukturieren.

Die Kinder fanden schnell Anschluss und besuchten die Ursula-Schule und die Grundschule Westerberg. Mariia jedoch fühlte sich trotz erster Kontakte oft einsam. Ihr Alltag drehte sich um die Familie, das Dasein in der Fremde, das langsame Wachsen in ein neues Leben. Dazu die ständige Sorge um die Situation des Heimatlands. Erst mit dem Eintritt in die ukrainische Gemeinde in Osnabrück fand sie ein Stück Heimat zurück. Im April wurde sie Teil der Musikgruppe Die Wanderer – einer Band, die so vielfältig ist wie die Geschichten ihrer Mitglieder: ein Ägypter, ein afrikanischer

Student, der ursprünglich nach Großbritannien kam – und nun auch Mariia. Anfangs sangen sie ukrainische Lieder, dann folgten Stücke in anderen Sprachen. Auf dem Theaterbeach präsentierten sie ein Lied auf Farsi – ein musikalischer Gruß an die Mädchen im Iran.

Mariia selbst ist Pädagogin, spezialisiert auf die Arbeit mit Kindern mit Behinderungen, besonders Autismus. In der Ukraine hielt sie Vorträge auf Konferenzen, arbeitete als Moderatorin und Sängerin. Gemeinsam mit Irina gründete sie in Osnabrück das Projekt Ukrainische Schule. Das ist ein Ort der Begegnung, an dem nicht nur ukrainische, sondern auch deutsche Kinder zusammenkommen, um voneinander zu lernen, einander zu verstehen und den Austausch zwischen den Kulturen zu fördern.

Obwohl Mariia in Osnabrück inzwischen ein festes soziales Netz hat, bleibt ihr Herz zerrissen. Ihre Eltern, Großmutter und ihr Bruder sind noch in Saporischschja – jener Stadt, die nur wenige Kilometer von der Frontlinie entfernt liegt. Der Besuch im Sommer war möglich, fiel ihr aber sehr schwer. Ihre Nichte, mittlerweile 17 Jahre alt, entschied sich, bei ihrem Vater in der Ukraine zu bleiben, eine Entscheidung, die niemandem leichtfiel.

Und doch strahlt Mariia eine beeindruckende Energie aus. Begeistert spricht sie von der Offenheit der Menschen, von der Gemeinschaft, die sie in Osnabrück erfahren hat. Sie ist eine, die anpackt, die singt, die organisiert, die Brücken baut – zwischen Ländern, zwischen Sprachen, zwischen Menschen.



Jehad

Zwischen Ausgrenzung und Stärke

Jehad kommt aus Jordanien. Als sie mit ihrem Mann und drei kleinen Kindern – gerade einmal drei Jahre, zwei Jahre und sechs Monate alt – nach Deutschland kommt, ist ihr Leben bereits von Verantwortung und Sorge geprägt. In Jordanien hatten sie kein schlechtes Leben, doch das Geld reichte nie, um ein eigenes Haus zu bauen. Die Kinder waren oft krank, der Druck wuchs. Schließlich entscheidet die Familie, zu fliehen – mit der Hoffnung, nach ein paar Jahren zurückkehren zu können.

Ende 1996 reisen sie über Tschechien als Asylbewerber nach Deutschland ein und durchlaufen das Verfahren in Niedersachsen. Dabei unterstützt sie ein Dolmetscher, an den Jehad sich bis heute erinnert, weil er ihr Mut machte und ihr zum ersten Mal das Gefühl gab, verstanden zu werden. Doch die Realität in Deutschland ist ein Schock. Das Flüchtlingsheim, in dem sie zunächst untergebracht sind, hat nichts mit dem Paradies zu tun, das sie sich erhofft hatten. Es gibt keine vernünftigen sanitären Anlagen, keine Küche, und nach der Geburt ihres jüngsten Kindes muss Jehad in der Kälte lange Wege zur Toilette gehen. Hilfe findet sie schließlich bei der Caritas. Mit ihren Kindern läuft sie mehrere Kilometer zur Beratungsstelle, wo sie freundlich empfangen wird. Beim nächsten Besuch bekommt sie sogar einen Kinderwagen und Teddybären für ihre Kinder – eine kleine Geste, die ihr Hoffnung gibt.

Nach sechs Monaten erhält die Familie eine Wohnung in Lengerich im Emsland. Doch auch dort erlebt sie Ablehnung. Als erste Frau mit

Kopftuch im Dorf fällt sie sofort auf „Die Menschen haben uns angeschaut, aber nicht mit Interesse, sondern mit Misstrauen“ erinnert sie sich. Ihr Mann arbeitet beim städtischen Bauhof, die Familie versucht, sich einzuleben, doch in der Enge des Dorfes bleibt sie isoliert. Jehad hat das Gefühl, dass sie dort nur überlebt, aber nicht lebt. Der Wendepunkt kommt, als sie für eine Gerichtsanhörung nach Osnabrück fahren. „In Osnabrück konnte ich aufatmen, die Stadt wirkte direkt offener und lebendiger und wir wussten sofort: Hier wollen wir leben!“ Ihr Mann arbeitet nachts und sucht tagsüber nach einer Wohnung, bis er schließlich eine findet. Als es so weit ist, packt Jehad sofort alles ein – ein weiterer Neuanfang, aber diesmal einer, auf den sie sich freut.

Auch in Osnabrück bleibt das Ankommen schwierig, doch über die Moscheegemeinde findet sie Anschluss. Eine Frau nimmt sie freundlich auf und es entsteht eine Freundschaft, die bis heute hält. Die Kinder lernen schnell Deutsch, und Jehad bringt ihnen zusätzlich Arabisch bei – nicht nur ihren eigenen, sondern auch vielen anderen Kindern. Einen offiziellen Sprachkurs hat sie nie besucht, sie bringt sich alles selbst bei. Sie besteht den Deutschtest und beginnt bald, ehrenamtlich zu dolmetschen – bei Behörden, in Krankenhäusern, bei Anwälten. Sie hilft, wo immer sie gebraucht wird, weil sie weiß, wie es sich anfühlt, wenn einen niemand versteht.

Ihr Abschluss als Hebamme wird in Deutschland nicht anerkannt. Man sagt ihr, sie solle sich um die Kinder kümmern, ihr Mann arbeite doch. Erst Jahre später kann sie über die Caritas als Dolmetscherin arbeiten – ausgerechnet in dem Bereich, der ihr selbst einst Hoffnung gegeben hat. Das erste Mal verdient sie ihr eigenes Geld in Deutschland! Ein be-



deutsamer Moment für Jehad. Sie legt großen Wert darauf, jedes Wort so zu übersetzen, wie sie es hört. Zu oft hat sie erlebt, dass Frauen wie sie, mit Kopftuch und Migrationshintergrund, nicht ernst genommen werden. Dieses Gefühl will sie anderen ersparen.

Fast drei Jahrzehnte später blickt Jehad mit gemischten Gefühlen auf die Zeit in Deutschland zurück. Rassismus und Fremdenfeindlichkeit sind für sie nie verschwunden. Früher wurde sie auf der Straße beschimpft, heute passiert das subtiler, aber nicht weniger verletzend. Auch ihre Kinder, die hier geboren sind, perfekt Deutsch sprechen, studieren und promovieren, erleben Ablehnung – allein wegen ihres Kopftuchs. Eine Szene hat sich besonders in ihr Gedächtnis gebrannt: Bei einem Elternabend wollte sie sich als Elternver-

treterin engagieren, doch die Lehrerin meinte, das sei keine gute Idee. Erst als eine andere Mutter eingriff, wurde ihre Entscheidung korrigiert. Solche Momente hat Jehad jahrelang geschluckt. Heute tut sie das nicht mehr.

Inzwischen ist sie fest in Osnabrück verwurzelt. Sie hat unzählige Frauen begleitet, Netzwerke aufgebaut, Sprach- und Kulturbrücken geschaffen. Besonders am Herzen liegen ihr ältere Migrantinnen, die früher keine Möglichkeit hatten, Deutsch zu lernen, und nun Gefahr laufen, zu vereinsamen. Sie will ihnen Mut machen und Wege zeigen, ihr Leben selbstbewusst zu gestalten. Für viele ist Jehad längst ein Vorbild – eine Frau, die trotz Ausgrenzung ihren Platz gefunden hat und zeigt, dass Heimat dort entsteht, wo man bleibt, sich engagiert und nicht aufhört, für andere da zu sein.



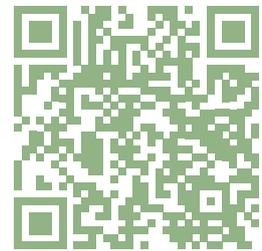
Hassan

„Wenn ich nach Deutschland allein gekommen wäre, dann wäre alles anders gewesen als mit Familie“

2016 kam Hassan aus Tschetschenien nach Deutschland. Heute ist er 22 Jahre alt, lebt in Burgdorf. Seit mehr als 8 Jahren befindet er sich in einem laufenden Asylverfahren. In dieser Zeit konnte Hassan Vieles erreichen. Er fühlt sich wohl an seinem Wohnort und sagt ganz stolz: „...Burgdorf hat mir alles gegeben!“ Hassan schließt seine Ausbildung zum Fliesenleger ab und übernimmt aktuell die geschäftsführende Rolle im Betrieb. Die antreibende Kraft und Unterstützung im Prozess des Ankommens erfährt er durch seine Familie. Sie gibt ihm Orientierung und Halt und

schont ihn von den Strapazen des Asylverfahrens, so dass er ein weitestgehend normales Leben führen und sich frei entfalten kann. Sein älterer Bruder ist sein Vorbild und gleichzeitig lebendiges Beispiel für den Kampf, trotz vieler Hürden, in der Gesellschaft anzukommen. Hassan persönlich kann von einem reibungslosen Ankommen berichten. Dennoch beschäftigen ihn die Schwierigkeiten, die er bei anderen Schutzsuchenden durch die gesetzlichen Einschränkungen sieht, sehr.

<https://www.youtube.com/watch?v=jyL-mEfzNf3c>



Zaid

Mein Name ist Zaid Barghish, ich bin 32 Jahre alt, verheiratet und habe einen Sohn. Meine Frau und ich arbeiten beide als Krankenpfleger. Ich gehöre der Religionsgemeinschaft der Jesiden an und stamme aus Sinjar – Ninawa – Irak.

Wenn ich mich vorstelle, erwähne ich oft auch, dass ich Jeside bin. Manche wundern sich darüber, doch der Grund ist, dass die Jesiden in der Geschichte immer wieder verfolgt und Opfer von Völkermorden wurden – nur wegen ihres Glaubens. Viele Menschen in meiner Heimat akzeptieren keine religiösen oder kulturellen Unterschiede und leben nach dem Prinzip: „Der Starke darf den Schwachen auslöschen“.

Die jesidische Religion ist eine religiöse Minderheit im Irak und im Nahen Osten. In unserer Geschichte wurden wir 74 Mal Opfer von Völkermorden – in Irak, Syrien und der Türkei. Der letzte fand 2014 in Sinjar statt: Tausende Männer wurden getötet, Frauen und Kinder verschleppt, und unser Besitz wurde geplündert – nur weil wir Jesiden sind. Man unterstellte uns, nicht an Gott zu glauben, und betrachtete sich selbst als „Armee Gottes“, die uns ohne Schuld töten dürfe.

Aus diesem Grund musste ich mein Land verlassen – meine Freunde, meine Familie und sogar meine Arbeit –, weil ich Angst hatte, dass auch mein Sohn eines Tages Opfer eines Völkermordes wird. Auch die irakischen Regierungen haben uns über Jahrzehnte diskriminiert: Unsere Häuser wurden seit den 1970er Jahren bis heute nicht offiziell registriert.

Ich floh mit meiner Familie auf illegalem Weg über das Meer und durch Wälder. Wir erlebten Hunger, Durst, Angst und mussten über 24 Stunden zu Fuß gehen, bis wir schließlich in Deutschland ankamen.

Seit meiner Ankunft in Deutschland war mein Ziel, die Sprache zu lernen und mich schnell zu integrieren. Ich habe die B1-Prüfung sowie den Integrationskurs „Leben in Deutschland“ mit voller Punktzahl bestanden. Außerdem engagiere ich mich bis heute ehrenamtlich als Krankenpfleger beim Johanniter-Verband. Durch viele neue Kontakte zu Deutschen fand ich schließlich auch eine Arbeitsstelle und arbeite nun in einem Dialysezentrum als Krankenpfleger.

Ich habe zudem eine offizielle Arbeitserlaubnis erhalten und keine Gelegenheit ausgelassen, an Sprachkursen, Aktivitäten und Veranstaltungen zur Integration teilzunehmen. All dies habe ich innerhalb nur eines Jahres geschafft.

Ich tat dies, um meine Dankbarkeit gegenüber Deutschland zu zeigen. Dieses Land hat mir finanzielle Unterstützung, Unterkunft sowie Sprach- und Integrationskurse kostenlos zur Verfügung gestellt. Ich möchte beweisen, dass ich nicht hier bin, um dauerhaft von Sozialleistungen zu leben, sondern um ein neues, friedliches und unabhängiges Leben aufzubauen und meiner Familie ein würdiges Leben durch meine Arbeit zu ermöglichen.

Meine Botschaft an andere Geflüchtete: Die meisten von uns wurden in unseren Heimatländern unterdrückt. Deutschland hat uns nach allen Maßstäben von Gerechtigkeit und Menschlichkeit aufgenommen und uns alles

Notwendige zur Verfügung gestellt. Deshalb liegt es auch an uns, gemeinsam zur Sicherheit, zum Frieden und zur wirtschaftlichen Stabilität dieses Landes beizutragen.

In meinem letzten Interview sagte der Sachbearbeiter zu mir: „Ich möchte persönliche Gründe für Ihre Flucht hören.“ Doch die jesi-

dische Frage betrifft nicht nur eine einzelne Person, sondern ein ganzes Volk, das verfolgt und unterdrückt wird. Leider können nicht alle Jesiden ihr Land verlassen, da die Fluchtwege gefährlich und illegal sind und es keine sicheren, legalen Wege gibt. Deshalb bleibt die Zukunft der Jesiden im Irak weiterhin ungewiss und instabil.

Anush

„Ich fühle mich das erste Mal nicht fremd“

Anush ist in Deutschland aufgewachsen, als Tochter armenischer Eltern, die 1999 aus Armenien geflohen sind – ein Jahr, in dem viele Familien schweren Herzens ihr Land verlassen mussten. Anush wächst mit ihrem Bruder in Deutschland auf und die Familie findet ein neues Zuhause in der Fremde. Die armenische Community in Deutschland ist nicht besonders groß – schon gar nicht im Landkreis Osnabrück – da her erlebt Anush keine kulturellen Bezüge außer der eigenen Familie. Armenisch sprach sie nur zu Hause. „Ich hatte früher sogar Angst, aus Versehen armenisch zu sprechen“, erzählt sie. Heute ist sie froh darüber, dass ihre Eltern trotzdem konsequent ihre Sprache mit ihr gesprochen haben – sie kann sie bis heute fließend.

Inzwischen ist sie erwachsen und sehr aktiv in der armenischen Community in Deutschland, ist Vorsitzende von ARI, dem Jugendverband der Armenier*innen in Deutschland. Erst durch ARI kam sie wieder mit ihrer Kultur in

Berührung. „Ich fühle mich das erste Mal nicht fremd“, sagt sie. In Deutschland hatte sie oft das Gefühl, beobachtet zu werden, als würde man sie „besichtigen“. Bei ARI hingegen erlebt sie Zugehörigkeit – einen Ort, an dem es nicht um Herkunft oder Politik geht, sondern um Begegnung, Kultur und Gemeinschaft. „Wir schaffen Räume für Toleranz und Offenheit“, sagt sie.

Der Weg dorthin war lang. Nach der Flucht lebte ihre Familie zunächst in einer Sammelunterkunft in Oldenburg. Niemand sprach Armenisch, Unterstützungsstrukturen gab es kaum, Übersetzungen ohne Internet fast unmöglich. Anush erinnert sich an die frühen Jahre: an Wartezeiten, an Ohnmacht, an die demütigende Erfahrung, mit Gutscheinen an der Supermarktkasse zu stehen. „Das war die reinste Schikane“, sagt sie. Wenn sie heute von Bezahlkarten für Geflüchtete hört, fragt sie sich, warum Geschichte sich wiederholen muss. „Es geht bei solchen Regelungen um mehr als Bürokratie – es geht um Entmündigung, am Ende um Entmenschlichung.“

Bei ARI hat Anush hingegen einen Ort gefunden, an dem sie gestalten kann. Ihr Engage-

ment ist fast wie ein Teilzeitjob: Sie schreibt Förderanträge, organisiert Veranstaltungen, plant Spendenaktionen. Besonders stolz ist sie auf einen Feminismus-Workshop, den sie mitinitiiert hat. „Man muss auch in der eigenen Community konservative Strukturen aufbrechen“, sagt sie. „Alle haben etwas daraus mitgenommen – das war ein starkes Gefühl.“

Die Arbeit des Vereins geht sogar über Deutschland hinaus. Ehrenamtlich haben einige Mitglieder einen Besuch in Armenien organisiert: Die Gruppe war in ländlichen Regionen des Landes unterwegs, um Mädchen neue Perspektiven zu eröffnen. „Es ist mühsam, aber lohnend“, sagt Anush. „Gerade dort, wo es bislang noch sehr traditionell zugeht, wollen wir den Blickwinkel weiten.“

Denn Anush ist überzeugt: Kulturelle Bildung darf nicht nationalistisch sein. Begegnung und Diversität sind für sie der Schlüssel, um Entfremdung in der Gesellschaft entgegenzuwirken. „Wir müssen Rassismen auch in unseren eigenen Reihen thematisieren. Niemand muss ‚typisch armenisch‘ sein, um Teil von ARI zu sein.“

Oft denkt sie darüber nach, was ihrer Familie das Ankommen in Deutschland erleichtert hätte. Diese Frage treibt sie an – sie gibt Nachhilfe, hilft bei Übersetzungen, engagiert sich ehrenamtlich. „Ich will etwas zurückgeben“, sagt sie leise. „Weil ich weiß, wie es ist, neu anzufangen.“

Ntailan

Ich kam im Jahr 2010 nach Deutschland und wurde nach meinem Schauspiel-, Tanz- und Physical-Theatre-Studium in Berlin Schriftstellerin und Aktivistin gegen weibliche Genitalverstümmelung, die ich selbst im Alter von zwölf Jahren in meinem Heimatland Kenia erlebt habe. Nach der Schauspielschule brach mein Trauma aus, und infolgedessen habe ich drei Bücher geschrieben. „Flügel für den Schmetterling – Der Tag, an dem mein Leben neu begann“ ist die Geschichte meines Lebens, in der ich zu meiner Jugend zurückkehre, mich meinem Trauma stelle und es dokumentiere. Anschließend arbeitete ich in meinem zweiten Buch „Das Königreich von

Watetu und Songaland“, einem afrikanischen Märchen über zwei Stämme – einer praktiziert weibliche Genitalverstümmelung, der andere lehnt sie ab – weiter an meiner Heilung.

In meinem dritten Buch erzähle ich von meinem Leben als Migrantin in Deutschland. Vor allem schildere ich mein Leben nach einer genitalen Rekonstruktion, die zu Turbulenzen führte und meine neu gefundene Freiheit und sexuelle Heilung blockierte, weil mir die nötige Begleitung fehlte.

Seit ich mit zwölf Jahren FGMC (Female Genital Mutilation/Cutting) erlebte und später erkannte, wie falsch diese Praxis ist, ist es meine Lebensaufgabe geworden, darüber aufzuklären. Zunächst tat ich dies in meiner



eigenen Familie, indem ich meine Schwestern erreichte und meine Nichten vor der Praxis schützen konnte. Dann kehrte ich zurück nach Europa, machte Therapie und begann meine eigene Reise der Heilung – durch Schreiben, Malen, Singen und Tanzen. Da ich meine Heilung zuvor aus religiösen Gründen unterdrückt hatte, glaubte ich lange, meine Religion würde mich vor Sexualität schützen. Heute bin ich überzeugt:

Religiös betrachtet ist Sexualität an sich nicht falsch – sonst hätte GOTT sie nicht erschaffen.

Diese Botschaft müssen Imame in Moscheen, Lehrerinnen und Lehrer in Schulen, Sozialarbeiterinnen, Ärztinnen und Pflegekräfte den Eltern und den Betroffenen vermitteln, um die tief verankerten Überzeugungen aufzubrechen, die Opfer von FGMC schon früh lernen.

Das medizinische Feld muss eng mit Aktivist*innen zusammenarbeiten, um die Auswirkungen nicht nur aus wissenschaftlicher, sondern auch aus unserer persönlichen Perspektive zu verstehen. Für Fachkräfte ist es wichtig zu erkennen, dass die Heilung von FGMC mit der Einsicht beginnt, dass FGM falsch ist. Diese Einsicht muss von innen kom-

men und den Beginn einer inneren Heilung markieren. Der psychischen Heilung sollte noch vor der körperlichen – oder zumindest parallel dazu – besondere Bedeutung zukommen.

Da ich mich selbst über zwanzig Jahre lang intensiv erforscht habe, habe ich heute einen umfassenden Überblick gewonnen und Wissen entwickelt, das sowohl Betroffenen als auch Fachleuten hilft. In meiner Aktivismusbearbeitung reise ich durch Deutschland, um über FGM aufzuklären. Ich möchte Communities in Deutschland und Europa aktiv einbeziehen, um das Schweigen zu brechen – oder vielmehr das Eis zu schmelzen –, das dieses Thema umgibt. Dieses Vorhaben erfordert nicht nur viel Empathie seitens der Fachwelt, sondern auch die Bereitschaft, sich selbst mit FGMC zu befassen und eigene tief sitzende Themen aufzuarbeiten, um die Weisheit der Selbstreflexion zu erlangen.

Mein Ziel ist es, gemeinsam Multiplikator*innen zu entwickeln, insbesondere unter den Betroffenen. Nur gemeinsam können wir diese schädliche Praxis, die die weibliche Sexualität verletzt, endgültig beenden – in einer Zeit, in der sie keinen Platz mehr haben darf.



Milana

„Ich hatte zwei Möglichkeiten: Meine Kinder zurücklassen oder mit ihnen fliehen. Also bin ich gegangen.“

Milana erinnert sich noch genau an den Moment, als ihr klar wurde, dass sie in Tschetschenien nicht bleiben konnte. Nicht, wenn sie ihre Kinder behalten wollte. Nach der Scheidung stand fest: Der Vater hatte das Recht auf sie und nicht sie als Mutter. Ein grausames Gesetz, ein ungeschriebenes, aber unumstößliches Urteil in ihrer Heimat.

„Mein Bruder sagte mir: Komm nach Hause, aber ohne die Kinder.“

Aber das konnte sie nicht. Also suchte sie Hilfe. Zuerst bei einer Menschenrechtsorganisation, dann bei Verwandten. Doch niemand

konnte sie schützen. Niemand stellte sich zwischen sie und den gewalttätigen Mann, der sie bereits zweimal fast umgebracht hatte.

„Wenn ich sterbe, gibt es niemanden mehr, der meine Kinder schützt.“ So fiel die Entscheidung: Flucht. Allein mit drei kleinen Kindern. Der Älteste vier, die Tochter drei, der Jüngste erst anderthalb Jahre alt. Die Reise begann in einer klapprigen „Gazelle“, einem Minibus, der sie über die Grenzen brachte. Zwei Tage und eine Nacht unterwegs, durch Russland, Weißrussland, dann nach Polen. Der Grenzübergang nach Polen wurde zur Prüfung. Eine endlose Schlange von Menschen, jeder auf der Flucht, jeder mit seiner eigenen Angst. „Ich hatte Angst, meine Kinder in der Menschenmenge zu verlieren. Ich sagte ihnen: „Haltet euch an meinem Kleid fest.“



Dann sah sie die Treppen. Tief hinunter. Dann steil wieder hinauf. Eine Mauer aus Stufen.

„Ich konnte nicht mehr. Die Tränen liefen mir übers Gesicht. Warum bin ich hier? Warum habe ich nicht einfach alles ertragen?“ Menschen drängten von hinten. Der Koffer war zu schwer, die Kinder zu klein. Sie ließ ihn los. „Ich brauche ihn nicht. Ich habe drei Kinder. Ich kann keinen Koffer tragen“

Aber dann hörte sie Stimmen aus der Menge: „Nimm ihn, du brauchst ihn!“ Fremde Hände reichten ihn ihr zurück. Ein Moment der Menschlichkeit im Chaos.

Beim ersten Versuch ließ Polen sie nicht einreisen. Beim zweiten Mal sprach sie über die Drohungen und Gewalttaten, über die Gefahr für ihr Leben und wurde endlich aufgenommen.

Polen war nur eine Zwischenstation. „Ich wollte zu meiner Schwester nach Deutschland. Ich konnte nicht allein in einem fremden Land bleiben.“

In Deutschland war nichts einfach. Ihr Asylantrag wurde abgelehnt. Polen sei für das Asylverfahren zuständig. Ein weiteres kaltes Wort, das über ihr Leben entschied. Zwei Ablehnungen. Immer wieder sollte sie zurück nach Polen geschickt werden.

„Ich wusste, wenn ich zurückkehre, wird er mich in Polen finden.“

Sie kämpfte. Mit Unterstützung von Ehrenamtlichen konnte sie diese schwere Zeit durchstehen. Schließlich fand sie Schutz im Kirchenasyl. „Dort war ich sicher. Endlich.“

Zeitgleich kam die Beurteilung vom Amtsarzt über ihren gesundheitlichen Zustand. Der Arzt bezeugte, dass eine Abschiebung für sie untragbar wäre. So wurde Deutschland für das Asylverfahren zuständig und musste eine Entscheidung über ihren Asylantrag treffen. Monate vergingen. Dann der entscheidende Brief: Sie durfte bleiben. „Ich habe geweint. Ich konnte endlich aufatmen.“

Heute ist Milana angekommen. Ihre Kinder wachsen in Sicherheit auf. Sie hat gelernt, in einem neuen Land zu leben. „Ich habe mir ein Buch gekauft, Deutsch-Russisch, ich habe mit einem Übersetzer gelernt, Wörter wiederholt. Ich musste mich verständigen können.“ Sie machte ihren Führerschein, holte Sprachzertifikate nach, plant sogar, ein kleines Café zu eröffnen. Ein neuer Traum, eine neue Richtung. Aber vor allem: Heute hilft sie anderen Frauen mit Fluchterfahrung im Alltag.

Sie fährt Kinder zur Schule, begleitet Frauen zu Behörden, zu den Arztterminen, zeigt, wo man Hilfe bekommt. „Ich kenne ihre Angst. Ich weiß, wie es ist, allein zu sein und nicht zu wissen, wo man hingehen kann.“ Doch sie fand in Deutschland nicht nur Sicherheit, sondern auch etwas, womit sie nie gerechnet hätte: Freundinnen. „Am Anfang dachte ich, ich bin allein. Aber aus denen, die mir geholfen haben, wurden Freundinnen. Frauen, die mich verstanden, die da waren, wenn ich nicht mehr konnte. Heute sind sie ein Teil meines Lebens.“ Menschen, die nicht nur unterstützten, sondern ihr auch zeigten, dass sie nicht nur eine Geflüchtete war, sondern eine starke Frau mit einer Zukunft. Jetzt, nach all den Jahren, nach all den Kämpfen, weiß sie auch eines ganz sicher: Es gibt Hoffnung. Und sie gibt sie weiter.

Anwar

Anwar hat sich schon immer als Anwalt für andere Menschen eingesetzt. Unter dem Assad-Regime in Syrien verteidigte er trotz großer Risiken die Menschenrechte – und nutzte die kleinen Spielräume, die es damals noch gab. Heute berät er Menschen im Asylverfahren und bei aufenthaltsrechtlichen Fragen. Auch hier sorgt er dafür, dass Menschen die Rechte bekommen, die ihnen zustehen. Zwischen diesen beiden Lebenswelten liegen eine Flucht, aber auch ein Ankommen in einem neuen Leben.

Anwar verließ Syrien 2012. Bis dahin hatte er als Anwalt unter einem repressiven Regime gearbeitet, in dem die Meinungsfreiheit minimal war, es aber dennoch einen kleinen Spielraum gab, in dem Anwälte die Rechte von politischen Gefangenen verteidigen konnten.

Mit dem Ausbruch der Revolution 2011 wurde die Arbeit im Menschenrechtsbereich zunehmend riskanter und gefährlicher. Die Brutalität des Regimes verschärfte sich täglich, und es mag die Aktivitäten einiger Anwälte und Menschenrechtsaktivisten zunächst ignoriert haben, um weitere internationale Verurteilungen zu vermeiden. Diese Phase verging jedoch schnell, und jeder, ohne Ausnahme, lief Gefahr, verhaftet oder getötet zu werden. Trotzdem unterstützten Anwar und einige Freunde heimlich die Gegner des Regimes, wo immer sie konnten: Sie leisteten Rechts- und medizinische Hilfe und besorgten sogar Unterkünfte. Spätestens 2012 wurde jedoch deutlich, dass die Situation extrem gefährlich geworden war, da viele Kollegen und Freunde den Märtyrertod erlitten oder verhaftet wurden. Unter diesem Druck und dieser Gefahr war die Flucht aus dem Land sein einziger Ausweg.

Er floh in die Türkei und blieb dort bis 2016. „Wir wurden dort nicht als Flüchtlinge aufgenommen, sondern als Gäste“, sagt er. Er erhielt einen Aufenthaltstitel, fand Arbeit und konnte zunächst ein gutes Leben führen. Vor allem aber war er voller Hoffnung: Er glaubte, dass die Revolution in Syrien Erfolg haben könnte, dass er vielleicht binnen Monaten zurückkehren würde. Der Blick nach Libyen und andere Länder des arabischen Frühlings nährte diesen Optimismus.

Doch mit dem EU-Türkei-Deal veränderten sich die Bedingungen. Die Unsicherheit wuchs, die Perspektiven schwanden. „Die Situation wird zu instabil“, dachte Anwar. „Ich brauche Sicherheit. Ich brauche eine neue Zukunft.“ Er entschied, die Türkei zu verlassen und eigentlich nach Schweden zu gehen, wo sein Bruder lebte. Mit einem Boot gelangte er nach Griechenland, reiste weiter über Kroatien – und kam schließlich in Deutschland an. Er lebte fünf Monate lang in einer Flüchtlingsunterkunft in einem kleinen bayerischen Dorf. Sein gutes Englisch erwies sich schnell als unschätzbar wertvoll, da niemand im Dorf Arabisch und keiner von uns Deutsch sprach. Diese andere Sprache half ihm, die Barrieren zwischen uns und der lokalen Bevölkerung, die uns aufgenommen hatte, abzubauen.

Er engagierte sich ehrenamtlich als Übersetzer und arbeitete mit der Polizei, Ärzten und sogar gelegentlich im Supermarkt.

Dadurch lernte er viel über die Einheimischen und über Deutschland: In dieser Zeit wuchs in ihm das Gefühl: „Deutschland ist das richtige Land für mich.“ Er beschloss, seine Reise nach Schweden nicht fortzusetzen.

Auch im Alltag machte er immer wieder die gleiche Erfahrung: Distanz. Anfangs beant-

wortete er geduldig Fragen zu seiner Herkunft und zu seiner Flucht. Doch nach zehn Jahren fehlt ihm dafür die Kraft. „Es sind immer die gleichen Fragen. Für viele bin ich einfach , der Flüchtling‘. Mehr wollen sie gar nicht wissen.“ Obwohl er arbeitete, Deutsch lernte und sich bemühte, Kontakte zu knüpfen, blieben Einladungen selten erwidert. „Ich habe oft gekocht, Menschen eingeladen – aber es kam kaum etwas zurück. Manchmal frage ich mich: Was hält mich eigentlich hier?“

Auch im Alltag begegnete ihm immer wieder dasselbe: Distanz. Anfangs beantwortete er geduldig Fragen nach seiner Herkunft und seiner Flucht. Doch nach zehn Jahren fehlte ihm die Kraft. „Es sind immer dieselben Fragen. Für viele bin ich einfach nur , der Flüchtling‘. Sie wollen nicht mehr wissen.“ Obwohl er arbeitete, Deutsch lernte und versuchte, Kontakte zu knüpfen, wurden Einladungen selten erwidert. „Ich habe viel gekocht und Leute eingeladen, um diese kulturellen Barrieren abzubauen und in einem neuen Land Freundschaften zu schließen, aber ich habe selten etwas zurückbekommen. Manchmal frage ich mich: Was hält mich eigentlich hier?“

2022 verließ er Bayern und zog zu einem alten Freund nach Niedersachsen. Von dort suchte er einen neuen Job – und fand schließlich seinen Platz bei Exil. Heute berät er Menschen im Asylverfahren und zu aufenthaltsrechtlichen Fragen. Er sitzt nun auf der anderen Seite des Tisches, an dem er selbst einst in Bayern saß.

Seine Meinung zum System ist kritisch: Die Bürokratie bleibt erdrückend, selbst nach all den Jahren in Deutschland, das für viele, die vor Jahren als Flüchtlinge kamen, zur zweiten Heimat geworden ist. Die Verfahren bei Behörden sind nach wie vor langwierig. Der Wohnungsmarkt ist weiterhin eines der größ-

ten Hindernisse. „Es ist für alle schwierig, eine Wohnung zu finden, aber Menschen mit arabischen Namen haben praktisch keine Chance, selbst auf dem Arbeitsmarkt. Unglaublich!“ Auch die schleppende Anerkennung von Qualifikationen frustriert ihn. Viele, die in ihren Heimatländern akademisch qualifiziert, gut ausgebildet und arbeitswillig sind, „sind vom Warten erschöpft. So geht es vielen; bis sie eine Chance finden, sitzen sie trotz aller Bemühungen im Lager. Wir können nichts tun und hoffen, dass sich die Lage endlich bessert.“

Doch trotz aller Kritik verliert Anwar das Kernproblem nicht aus den Augen: „Keiner von uns ist freiwillig hier. Ich habe gerne als Anwalt in Syrien gearbeitet. Ich hatte Freunde, Familie, ein Zuhause – mein ganzes Leben. Ich habe alles verloren und musste hier ein neues Leben beginnen. So geht es allen, die zur Flucht gezwungen wurden. Wir verdienen eine echte Chance; wir sind jetzt Bürger dieses Landes, aber leider werden Flüchtlinge immer noch oft von Parteien für politische Zwecke missbraucht. Das war in der Türkei und anderen Asylländern der Fall, und es ist jetzt in Deutschland dasselbe. Die Leute reden viel über uns, aber nicht mit uns. Ich möchte als Individuum wahrgenommen werden, Anwar – nicht als Nummer, nicht als , Flüchtling‘. Nur dann werde ich mich hier wirklich zu Hause fühlen.“

Krieg ist schmutzig und grausam; er nimmt einem alles – die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Er fragt sich immer noch, wie so viele Menschen den Krieg bejubeln und ihn mit aller Kraft anheizen können. Wenn sie nur ein wenig getan hätten, hätten sie es vielleicht beenden und Tausende von Leben retten können, die heute unter uns leben würden.

Margarita

Lächeln – trotz allem

Als Margarita im Sommer 2015 mit ihrem Mann und den drei Kindern in Deutschland ankommt, trägt sie nur zwei Koffer in der Hand und eine große Hoffnung im Herzen. „Wir dachten, wir würden arbeiten, alles würde normal sein“, erinnert sie sich. Doch schon nach wenigen Stunden im Land merkt sie: Nichts ist einfach, wenn man als Geflüchtete ankommt.

Der erste Halt ist ein überfülltes Lager in Neumünster. „Wir mussten unter dem Dach schlafen, mit offenen Fenstern. Mein Sohn bekam Lungenentzündung. Danach Erstaufnahmeeinrichtung Braunschweig: Zelte, Kälte, kein Platz. Margarita sitzt mit einem fiebernden Kind auf dem Arm und fleht um ein Bett. Am

Ende bekommt sie eines in einem Raum mit 30 Menschen. „Ich wusste nicht, wie ich das schaffen sollte“, sagt sie leise. „Aber Mütter finden immer eine Lösung.“

Die Familie wird nach Schwarmstedt geschickt. Dort beginnt ein langes Warten auf Asyl, auf Sicherheit, auf ein Stück Normalität. Die Kinder besuchen die Schule, lernen schnell Deutsch, überspringen Klassen, holen Medaillen beim Schwimmen. Margarita selbst darf nicht arbeiten, nicht lernen, nicht planen. „Ich wollte einen Sprachkurs machen, aber drei Jahre lang durfte ich keinen Kurs besuchen. Immer hieß es: „Kein Pass, kein Sprachkurs!“

Dann erkrankt ihr jüngstes Kind schwer. Die Behörden drohen trotzdem mit Abschiebung. „Ich hatte solche Angst, dass sie nachts kommen und uns holen. Ich hatte immer einen gepackten Koffer neben dem Bett.“ Es ist die schwerste Zeit ihres Lebens. Und doch verliert Margarita nie ihren Mut. Sie kämpft für ihr krankes Kind, für ihre Familie, für ein Leben ohne Angst. Schließlich, nach eineinhalb Jahren, wird ihr Fall als Härtefall anerkannt. Zum ersten Mal seit der Flucht kann sie aufatmen. „Das war mein erster Moment von Freiheit“, sagt sie.

Margarita war in Georgien Zahnärztin. In Deutschland aber wird ihr Diplom nicht anerkannt. „Das war bitter. Sieben Jahre Studium und hier zählt das nichts.“ Trotzdem gibt sie nicht auf. Nach dem Sprachkurs, den sie mit 97 Prozent besteht, absolviert sie ein Praktikum in einer Zahnarztpraxis. Dort erkennt der Chef ihr Engagement und bietet ihr eine Ausbildung als Zahnmedizinische Fachangestellte an.



„Ich war schon über vierzig“, erzählt sie lachend, „und meine Mitschüler*innen waren Teenager. Sie lachten über mein Deutsch, und ich verstand kaum etwas. Ich wusste, was ein Kiefer ist, aber nicht, wie man das auf Deutsch sagt.“ In den ersten Monaten weint sie oft, will aufgeben. Aber dann erinnert sie sich an ihre Kinder. „Ich wollte ihnen zeigen, dass ich es kann, dass wir es schaffen.“

Sie kämpft sich durch deutsche Fachbegriffe, Prüfungen, den Alltag zwischen Familie, Krankheit und Bürokratie. Nach drei Jahren hält sie ihr Abschlusszeugnis in den Händen. „Ich habe drei Stunden lang geweint“, sagt sie. „Für mich war das wie ein Nobelpreis.“

Heute arbeitet Margarita fest in einer Zahnarztpraxis. Sie lacht viel, auch über die Missverständnisse, die ihr am Anfang passierten. „Der Arzt sagte einmal: „Margarita, kommst du zurecht?“ Und ich dachte, er will, dass ich nach rechts gehe! Wir haben alle so gelacht.“ Humor, sagt sie, sei ihr Rettungsanker gewesen. „Wenn man nicht lachen kann, geht man kaputt.“

Ihre Kolleginnen schätzen sie längst als erfahrene und warmherzige Fachkraft. Viele Patient*innen suchen gerade sie auf, weil sie mitfühlend und ruhig ist. „Ich kann verstehen, was Menschen meinen, auch wenn sie es nicht perfekt ausdrücken. Weil ich selbst einmal so war. Womöglich habe ich zudem eine gute Sprachintuition, was mir sehr hilft im Umgang mit internationalen Patient*innen.“

Margaritas Kinder sind inzwischen Jugendliche. Alle drei besuchen das Gymnasium. „Wenn ihre Lehrer mich sehen, sagen sie: Wir haben damals richtig entschieden, diese Kinder aufs Gymnasium zu schicken“, erzählt sie stolz. Zu Hause sprechen sie Deutsch, denken

Deutsch, träumen auf Deutsch. Georgien ist für sie ein fernes Land aus Geschichten und Fotos geworden. „Sie sagen, sie wollen dort Urlaub machen, aber leben wollen sie hier. Deutschland ist ihr Zuhause.“

Margarita selbst hat gelernt, in zwei Welten zu leben: der georgischen und der deutschen. „Ich bin dieselbe geblieben, aber meine Werte haben sich verändert. Früher war mir Karriere wichtig, jetzt ist es Familie, Gesundheit, Frieden.“ Sie hilft heute anderen Geflüchteten aus der Ukraine, begleitet sie zu Ämtern und übersetzt Formulare. „Ich weiß, wie es ist, wenn man vor einem Formular steht und nichts versteht. Ich war auch dort.“

Als Mutter, Ehefrau, Arbeitnehmerin und eine Frau mit Migrationserfahrung jongliert Margarita täglich mit verschiedenen Rollen. „In der Praxis bin ich freundlich, professionell. Zu Hause bin ich strengere Mama. Und bei den Behörden muss ich kämpfen.“ Sie lacht. „Ich bin viele Margaritas.“

Diese Vielseitigkeit hat sie stark gemacht. „Ich habe gelernt, wie man hier lebt“, sagt sie. „Und ich bin dankbar. Es gibt in Deutschland viele gute Menschen. Wenn sie sehen, dass du etwas willst, helfen sie dir.“

Margarita ist heute eine Frau, die mit beiden Beinen im Leben steht und mit offenem Herzen. Sie hat keine Angst mehr vor Briefen von der Ausländerbehörde. Ihr Humor ist geblieben, ihr Lächeln auch. „Ich wünsche mir für die Zukunft nur eines“, sagt sie. „Mehr positive Menschen um mich herum. Ich kann alles schaffen, wenn mein Herz ruhig ist.“

Mit Mut, Beharrlichkeit und einem Lächeln konnte sie selbst in der Fremde ein Zuhause finden.

Resida

Unsere Familie wurde für mehrere Jahre getrennt

„Ich hatte keine Wahl. Ich musste weiterkämpfen. Für meine Kinder. Für mich selbst.“ Resida erinnert sich genau an die Jahre des Wartens, der Angst, der Unsicherheit. An die unzähligen Versuche, eine neue Heimat zu finden. An die Nächte voller Verzweiflung – und an die kleine Hoffnung, die sie nie losließ.

Heute lebt sie in Deutschland. Sie hat es geschafft. Doch der Weg hierher war lang und voller Hindernisse.

Resida stammt aus Tschetschenien, einem Land, das von Krieg und Gewalt gezeichnet ist. Zum ersten Mal floh sie 2013 mit ihren Kindern und ihrem Mann nach Deutschland. „Wir hatten keine andere Wahl. Die Situation zu Hause war unerträglich gefährlich.“ Doch ihr Asylantrag wurde abgelehnt. Dublin-Verfahren. Polen sei für sie zuständig. Sie mussten zurück. „Das war ein großer Schock. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Zurück nach Tschetschenien, das war nie eine Option.“ Als sie in Polen vor der Überstellung nach Tschetschenien standen, entschied sich ihr Mann, sich von der Familie zu trennen. „Er wusste, dass die Verfolger ihn suchten. Wenn er bei uns geblieben wäre, wären wir alle in Gefahr gewesen.“ Er tauchte unter, während Resida mit den Kindern zurück nach Tschetschenien musste. Doch dort warteten nicht Sicherheit und Ruhe auf sie, sondern Angst. Ihr ältester Sohn wurde immer wieder von den Verfolgern aufgesucht und dann mitgenommen. „Er war erst siebzehn. Ich wusste, wenn ich noch länger warte, könnte ich ihn verlieren.“ 2016 floh sie erneut. Diesmal allein mit ihren Kindern.

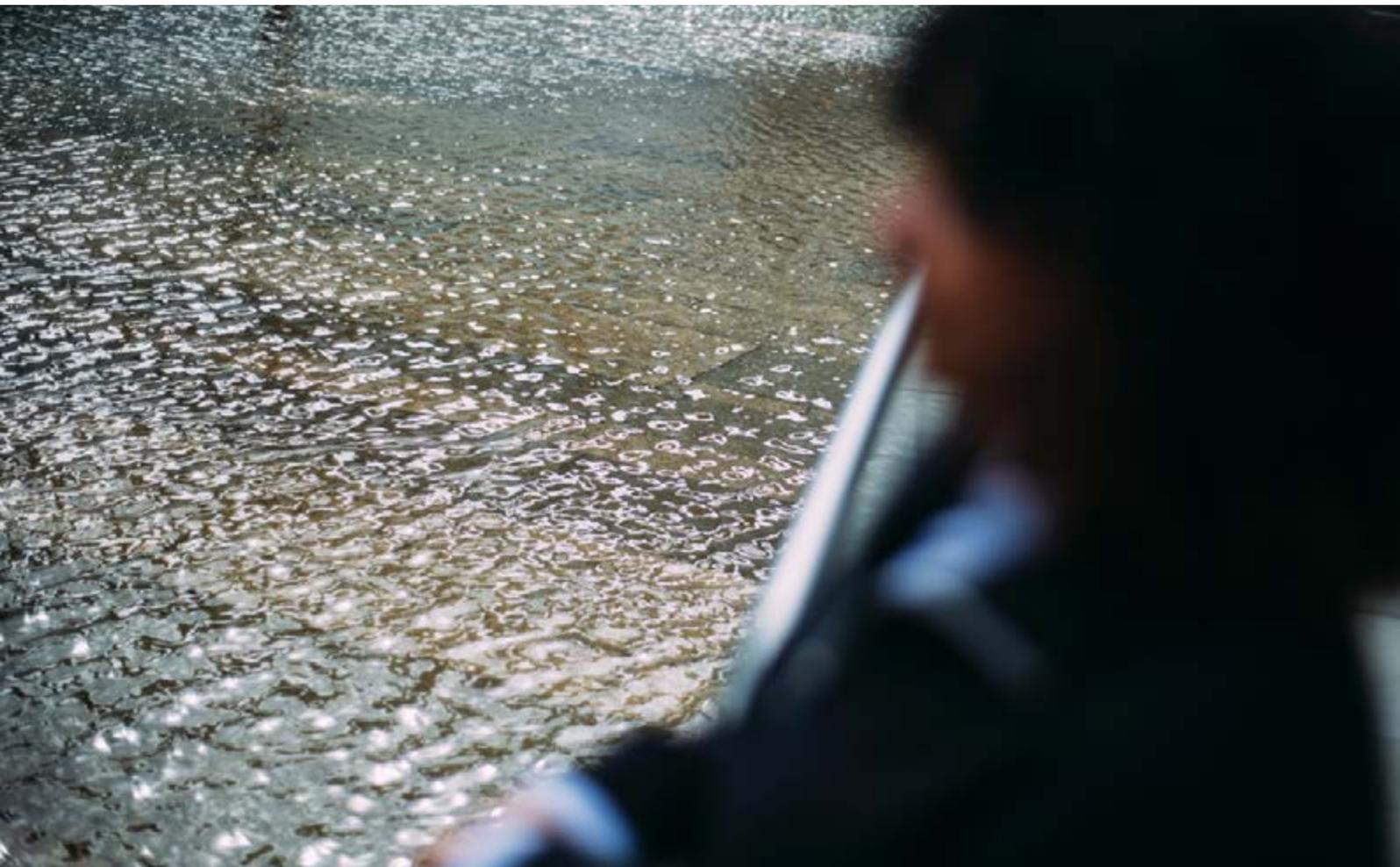
Die Reise führte sie über Weißrussland nach Polen. Dort begann ein harter Kampf. „Wir haben drei Wochen lang jeden Morgen versucht, die Grenze zu überqueren.“ Sie standen in der Kälte, bei Schnee und Regen. „Mit den Kindern, mit all unseren Sachen, immer wieder. Und jedes Mal wurden wir zurückgeschickt.“ Besonders eine polnische Grenzbeamtin hatte es auf sie abgesehen. „Sie schrie mich an: „Du wirst nie nach Europa kommen!“ Ihre kleine Tochter fing vor Angst an zu weinen.“ Resida hielt stand. Sie kontaktierte einen Anwalt, schrieb Briefe, kämpfte weiter. Dann, am 21. Tag, ließ man sie passieren. „Ich konnte es nicht glauben. Ich hatte keinen Kampfgeist mehr übrig und doch war ich auf der anderen Seite.“ Doch die Erleichterung hielt nur kurz. Die Grenzbeamten führten sie in einen Raum und sagten: „Freu dich nicht zu früh. Du kommst in ein geschlossenes Lager.“ Resida wusste genau, was das bedeutete. Ein Gefängnis. Doch sie hatte Glück. Nach einigen Stunden wurde sie mit den anderen Geflüchteten freigelassen. „Wir durften einfach gehen. Es war nur eine Drohung gewesen.“ Von dort aus machte sie sich sofort auf den Weg nach Deutschland.

In Deutschland angekommen, begann das nächste Warten. Ihr Fall fiel erneut unter das Dublin-Verfahren. Sie sollte zurück nach Polen geschickt werden. „Ich wusste nicht mehr weiter. Ich konnte nicht nach Polen zurück. Ich konnte nirgendwo mehr hin.“ Doch sie fand Unterstützung. Eine Psychologin erkannte ihre traumatische Vergangenheit und empfahl eine Therapie. Auch Anwälte halfen ihr, ihren Fall vor Gericht zu bringen. „Es war einer der seltenen Fälle, die gegen Dublin gewonnen wurden.“ Nach fast zwei Jahren Kampf bekam sie endlich Schutz. „Ich habe geweint. Ich konnte es nicht glauben. Ich hatte nicht mehr daran geglaubt, dass ich jemals irgendwo sicher sein würde.“

Während Resida sich in Deutschland ein neues Leben aufbaute, blieb ihr Mann weiter auf der Flucht. Neun Jahre lang lebte er versteckt, um die Familie zu schützen. „Es war die schwerste Entscheidung, die wir je treffen mussten. Aber es war die einzige Möglichkeit, dass unsere Kinder sicher bleiben.“ Erst 2023 konnte er endlich zu ihnen nach Deutschland kommen. Nach fast einem Jahrzehnt der Trennung. „Plötzlich war er wieder da. Ich musste mich erst daran gewöhnen. Wir mussten alle lernen, wieder eine Familie zu sein.“ Jetzt plant er, seinen Führerschein zu machen und zu arbeiten. Ein neues Kapitel beginnt so für sie alle. Langsam begann Resida, in Deutschland Fuß zu fassen. Sie nahm Therapien in Anspruch, begann zu arbeiten, lernte die Sprache. „Ich habe B1 in fünf Monaten geschafft. Ich wollte nicht länger nur warten. Ich wollte etwas tun.“ Doch es war nicht leicht. Die Vergangenheit ließ sie nicht los. „Ich habe so viele Psychologen gesehen. Ich konnte nachts nicht schlafen. Aber ich wusste, ich musste weitermachen.“

Sie begann, anderen Geflüchteten zu helfen. Sie gab Ratschläge, recherchierte für Ratsuchende Fachberatungsstellen, unterstützte Frauen in schwierigen Situationen, begleitete Menschen auf ihrem Weg in Deutschland. „Ich wusste, wie es ist, ohne Informationen, ohne Hilfe dazustehen. Ich wollte nicht, dass andere das Gleiche durchmachen.“

Heute lebt sie in einer kleinen Stadt in Norddeutschland. Sie arbeitet, kümmert sich um ihre Kinder und Enkelkinder und plant ihre Zukunft. „Ich würde gerne mein eigenes kleines Geschäft eröffnen. Vielleicht im Reinigungsbereich oder in der Renovierung. Ich weiß nicht, ob es klappt, aber ich will es versuchen.“ Doch am wichtigsten ist für sie eines: „Ich habe hier Freunde gefunden. Ich habe Menschen getroffen, die mich unterstützt haben. Ohne sie hätte ich es nicht geschafft.“ Und trotz allem, trotz der Jahre voller Angst, trotz der vielen Rückschläge, weiß sie heute: „Ich bin endlich angekommen.“



Inara

Inara erinnert sich noch gut an ihr Leben in Syrien. Sie war erst zehn Jahre alt, als ihre Familie das Land verlassen musste. Heute sagt sie: „Ich habe jetzt genauso lange in Deutschland wie in Syrien gelebt, bald habe ich einen größeren Teil meines Lebens hier verbracht.“ Nach kurzem Nachdenken fügt sie hinzu: „Ich fühle mich hier inzwischen auch zuhause.“

Als der Familie klar wurde, dass sie Syrien verlassen musste, gab es keinen Gedanken an ein Wiedersehen. Alle verbanden den Schritt mit der Hoffnung auf ein sicheres Leben in Deutschland. Der Gedanke an eine Rückkehr hätte sich nur wie ein Scheitern dieser Hoffnung angefühlt. Sicher in Deutschland angekommen, mit deutschem Pass und einem neuen Leben reiste Inara dann 2023 zum ersten Mal wieder nach Syrien und sah ihre Freundinnen und Verwandten wieder. „Ich habe es dort geliebt – die Menschen, die Kultur, das Essen, die Traditionen... aber ich weiß auch, dass ich das nur so positiv sehen kann, weil ich mein sicheres Leben in Deutschland habe. Hier muss ich mir keine Sorgen machen, ob wir uns im Winter die Heizung leisten können oder ob das Geld fürs Essen reicht. Deswegen gibt es für mich inzwischen zwei Orte, die ich zuhause nenne: Syrien und Deutschland.“

Heute lebt Inara in Melle und studiert Mathematik in Osnabrück. Wegziehen möchte sie nicht: „Ich mag es, mit meinen Schwestern

und meinen Eltern in diesem kleinen Ort zu leben. Hier kennen die Leute sich, alles ist vertraut.“ Für Schule, Studium oder Treffen mit Freund*innen fährt sie gerne in die Stadt – und freut sich danach genauso, wieder nach Hause zu kommen.

Dass sie Mathematik studiert, überrascht nicht, denn schon in der Schule war es eines ihrer stärksten Fächer – neben Kunst. „Da braucht man kein Deutsch“, sagt sie lachend. „Und das konnte ich am Anfang ja noch nicht. In vielen Fächern konnte ich erst gar nicht richtig mitmachen, in Mathe und Kunst schon.“

2015 konnte die Familie über eine Familienzusammenführung zu Inaras Tante nach Wallenhorst ziehen, die dort bereits seit vielen Jahren lebt. Acht Monate wohnten sie dort; die Kinder konnten sofort zur Schule gehen und lernten dort schnell Deutsch. „Ich war das einzige Kind der gesamten Schule, das kein Deutsch konnte“, erzählt Inara. „Das hat das Lernen sehr beschleunigt, weil ich sonst einfach mit niemandem reden konnte. Die Klassenfahrt nach 5 Monaten war aber trotzdem eine große Herausforderung.“

Sie erinnert sich an viel Hilfsbereitschaft in Wallenhorst. Einmal kam sie aus der Schule nach Hause und sah ihren Vater vor dem Haus stehen – mit einem Fahrrad, das jemand der Familie geschenkt hatte. „Ich bin gar nicht erst

ins Haus gegangen, sondern habe so lange geübt, bis ich Fahrradfahren konnte. Und liebe es seitdem!“

Auch später erlebte sie Menschen, die ihr offen begegneten. Besonders in Erinnerung geblieben ist ihr der Tag, an dem sie ihren deutschen Pass im Kreishaus abholen wollte. „Das war ein sehr bedeutender Moment für mich. Aber der Zug aus Melle fiel aus, und ich hatte Angst, meinen Termin zu verpassen.“ Ein älteres Ehepaar, das die Situation bemerkte, bot ihr spontan an, sie nach Osnabrück mitzunehmen. „So konnte ich meinen Pass bekommen – und das Ehepaar hat sich richtig mit mir gefreut.“

Doch es gibt auch schwierige Momente. „Wir Kinder waren den ganzen Tag in der Schule, deshalb haben wir schnell Deutsch gelernt“, sagt Inara. Für ihre Eltern sei das anders gewesen. „Meine Mutter fühlt sich hier zuhause, weil sie uns, ihre Familie, hier hat. Aber sie ist noch nicht wirklich in Deutschland angekommen. Die Sprache fällt ihr schwer, und viele geben ihr gar keine Chance – zum Beispiel in einem Job ihr Deutsch zu verbessern.“ Inara wünscht sich mehr Offenheit und Geduld: „Sie will sich ja integrieren, aber sie braucht eben auch die Möglichkeit dazu.“

Zwischen zwei Sprachen, zwei Heimaten und zwei Welten hat Inara ihren eigenen Platz gefunden, der sich verändert und vielfältig ist. Sie lebt nicht zwischen den Kulturen, sondern mit beiden. Deutschland und Syrien: Beide gehören für sie zu dem, was sie heute Zuhause nennt.

Impressum

© Exil e.V. 2025

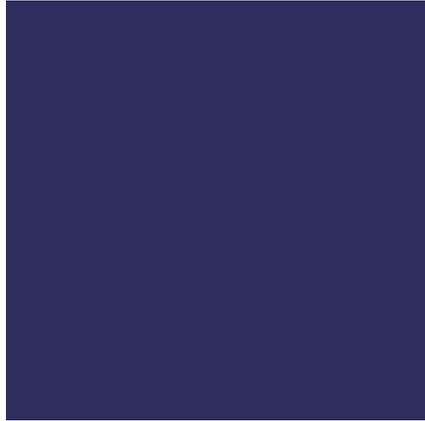
Autorinnen und Redaktion: Luca Wirkus & Aigün Hirsch

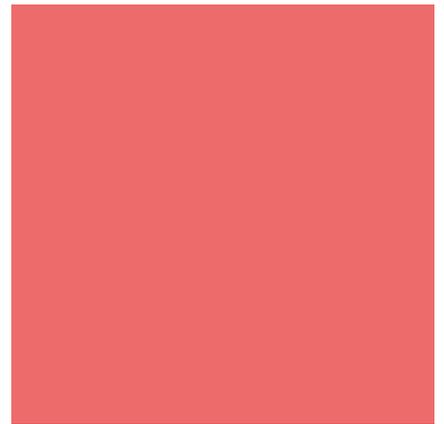
Fotos: Maan Mouslli/Nun Kreativa

Layout und Satz: STEUERBORD gestaltung & layout

Dieser Leitfaden wurde im Rahmen des Netzwerkprojekts AMBA+ erstellt.

www.exilverein.de





In Kooperation mit:



Förderer:



Kofinanziert von der Europäischen Union

Gefördert durch:



Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Arbeit, Gesundheit und Gleichstellung

